H. Un.
526
h

Hb. un. Schulz

526^{h} -2

<36635997370011

<36635997370011

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
unserer Zeiten.

Aus dem Lateinischen

des

Baron Schulz von Ascherade

übersetzt

von

D. Theodor Schmalz,

Professor der Rechte zu Königsberg.

Zweyter Theil.

Königsberg, 1790.
bey Friedrich Nicolovius.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des zweyten Theils.

1759.

Institut und Charakter der Jesuiten. S. 1
Strafe des Königsmords. ; ; 3
Sieg der Franzosen am Main ; 5
Glückliche Unternehmungen der Preußen unter Heinrich. ; ; ; 9
Niederlage der Franzosen bey Minden. 11
Friedrich verliehrt die blutige Schlacht an der Oder. ; ; ; ; 19

Inhalt.

Die Oesterreicher erobern Dresden. S. 22

Prinz Heinrich vereinigt sich nach dem Abmarsch der Russen mit dem König, 24

welcher Daun aus Sachsen zu vertreiben sucht ; ; ; ; ebend.

Verlust gegen denselben und Hülfstruppen. 25

Feldzug der Schweden. ; ; 27

Teutschlands unglückliches Schicksal. 28

Siege der Engländer zu Wasser und Lande. ebend.

Tod des Königs von Spanien. ; 35

Uebertretung des Friedens. ; ; 37

1760.

Winterfeldzug. ; ; ; 38

Krieg der Schweden und Preussen. 41

Laudon besiegt Fouquet und erobert Glaz 44

Bombardement von Dresden. ; 45

Friedrich schlägt Laudon. ; ; 51

Der Herzog von Zweybrücken erobert Sachsen. ; ; ; ; 52

Kolberg entsetzt. ; ; ; 53

Ver=

Berlin erobert und geplündert. ; S. 55
Große Schlacht bey Torgau. ; 56
Feldzug der Franzosen in Teutschland. 63
Die Engländer erobern Canada. ; 66
Tod des Königs von England. ; 67
Uneinigkeiten des Pabsts mit Portugall. 68
Unruhen in Corsica. ; ; ; 69
Unglück der Franzosen. ; ; 71
Pitt's Lob. ; ; ; ; 74
Seuchen und Erdbeben. ; ; 75
Friedensvermittlung. ; ; 76
Ferrer's Hinrichtung. ; ; ebend.
Graf Zinzendorf stirbt. ; ; 77
Unglück des langen Krieges. ; ebend.

1761.

Reichstag in Schweden. ; ; 79
Ferdinand mislingen seine Plane. ; 81
Glück der Engländer in Europa und Indien. ; ; ; ; 82

Inhalt.

Schlacht bey Soest. : : S. 84
Vergebliche Bemühungen um den Frieden. 88
Bündniß zwischen Frankreich u. Spanien. ebend.
Preußen und Oesterreich vermeiden eine Schlacht. : : : : 89
Schweidnitz von Laudon erobert : 91
Gefährliche Lage der Preussen. : 96
Mancherley Unglück der Franzosen. 97
Pitt legt sein Amt nieder. : : 98
Auto da Fe zu Lissabon. : : 101
Lächerliche Processe in Rom. : 103
Vermählung des Königs von England 105
Erdbeben. : : : : ebend.

1762.

Elisabeths Tod, Peter der dritte, Russischer Kaiser. : : : 106
Friede zwischen Preussen und Schweden. 110
Krieg zwischen England und Spanien. 111
Martinique und Havannah von den Britanniern erobert. : : : 113

Von

Von Spanien. ; ; ; S. 117
Peter's Unternehmungen. ; ; 130
Letzte Thaten der Franzosen in diesem Kriege. ; ; ; ; 132
Peter des dritten Unglück, Katharine tritt die Regierung an. ; ; 136
Schweidnitz von den Preußen wieder erobert, ; ; ; ; 140
Heinrichs grosse Thaten ; ; 141
Man wünscht den Frieden zu spät ; 142
Biron erhält Curland wieder. ; 146
Frankreich vertreibt die Jesuiten. ; ebend.

1763.

Friedensbedingungen. ; ; 147
Betrachtungen des Verfassers über den König von Preussen. ; ; 151
Ueber Pitt. ; ; ; ; 153
Ueber den König von Frankreich. ; 154
Ueber die Sitten des Zeitalters. ; 157
Ueber die Religion. ; ; ; 158

Inhalt.

Ueber den Ehrgeiz.	:	:	:	S. 159
Ueber Schauspiele.	:	:	:	161
Ueber Spielkarten.	:	:	:	163
Ueber das Duell.	:	:	:	166
Ueber die Gerichte.	:	:	:	168
Berühmte Gelehrte.	:	:	:	171
Ueber die französische Sprache.			:	172
Ueber die Kleidertracht.		:	:	174

1759.

Dieß Jahr begann mit der Strafe des Königsmordes in Portugall. Ein Weib ward in einem Manifest als Urheberinn der Verschwörung beschuldigt, die Marquisinn von Tavora. Die Rachsucht ihres beleidigten Stolzes, (weil ihrem Gemahl die Standeserhöhung abgeschlagen war) verführte ihren Mann, ihren Sohn und Schwiegersohn. Der schändliche Herzog von Aveiro wollte seinen Privathaß befriedigen. Auch die Jesuiten waren mit verwickelt, sie, welche lange es für den sichersten Weg zur Macht und Gewalt gehalten, ihre Laster durch edle Talente zu verschleyern. Deshalb empfohlen sich diese trugvollen Menschen durch Beredsamkeit und Bearbeitung der Wissenschaften. Sie wußten zwischen Stolz und Wegwerfung

sich zu mäßigen, strebten die Jugend zu unterweisen, strebten nach Ausbreitung des Glaubens und Heiligkeit, und verbargen unter dem Schleyer der Tugend ihre gräßlichen Lehren. Indem sie jeden an sich zogen, wo sie nur aufglänzenden Geist wahrnahmen, indem sie voll schlauer Ausforschungskünste in die Geheimnisse der Großen sich einschlichen; kamen ihnen Gnade, Reichthum und Ansehen entgegen. Unbegränzt war ihre Vergrößerungssucht, und um Endzwecke zu erreichen, achteten sie nicht Könige, nicht Obrigkeit, nicht Eltern, weder Unthat noch Mord. Schon war ihre Gesellschaft ihrer Verbrechen halben aus Frankreich vertrieben, den Venetianern verhaßt — und hatte sich itzt in ihr Mutterland, das finstere abergläubische Spanien gezogen. Von da aus verbreiteten sie sich durch Indien, und stiegen in America, da wo die breite Mündung des Plata in den Meerbusen strömt, selbst über das Ansehen des Königs empor. Der Haß aller Menschen hat endlich diese schädliche Gesellschaft verbannt und gestürzt. — — —

Dem Urtheil zufolge wurde unter Bedeckung der Truppen ein Gerüste errichtet, von wo der Thäter, ein Diener des Herzogs von Aveiro, die Strafe mit ansehen, und dann zuletzt büßen mußte. Die Marquisinn trat standhaft auf, einen Strick zur Beschimpfung um ihren Hals, und bereit zum Tode. Sie fühlte, man könne ihr nichts bösers anthun, als den Tod, und hielt dem Nachrichter ohne Zögern ihren Nacken dar. Der Rumpf ward mit Tüchern bedeckt auf ein Bret gelegt. Als ihr Sohn zum Tode ging, ward seine Bitte ihm gestattet, in seinem letzten Augenblick noch einmal seine Mutter zu sehen. — Er redete sie an, bezeugte seine Reue, daß die umstehende Menge des Volks zum Mitleiden gerührt ward. Dann wurde er mit ausgebreiteten Gliedern auf eine Art Kreutz gelegt und erdrosselt, indem ihm Beine und Arm zerschmettert wurden. Auf eben die Art wurden zwey Edelleute getödtet, und zwey Bediente Aveiros. Die Körper wurden zusammengelegt und bedeckt. Hierauf wurde dem alten Tavora mit eisernen Keulen die Brust zer-

zerschlagen. Standhaft unterdrückte er Schmerz und Klagen. Nachher wurde Aveiro, und um ihn desto mehr zu beschimpfen, mit entblößtem Haupte herbey gebracht. Da er es gewesen, welcher zum Königsmorde seine Leute bewaffnet: ward er mit acht Schlägen getödtet, und verschied unter gräßlichem Geschrey. Nach diesen Hinrichtungen, welche man durch Langsamkeit desto nachdrücklicher auszeichnen wollte, wurde in der Mitte ein Pfahl aufgerichtet, an dem das Bild des einen Mörders, der entflohen war, und der andere selbst angebunden wurde; dieser mußte die zerstümmelten Körper ansehen, und jeden nennen, und wurde dann lebendig mit einem umhergemachten Scheiterhaufen, und den übrigen Körpern verbrannt. Die Asche wurde ins Meer geworfen. Die Geistlichen und Bischöffe hinzurichten, verhinderte der schüchterne Aberglaube, und Achtung für den Pabst, welcher die Todesstrafe verbeten hatte. Man konnte nur die Schuldigen ihrer Güter berauben, und sie zu ewigem Gefängniß oder Elend verurtheilen.

Um

Um diese Zeit focht man schon heftig in Deutschland am Mayn. Nach Soubisens Entfernung führte Broglio das andere französische Heer. Er hatte beschlossen, in den Gegenden am Fluß zu durchwintern, und Frankfurt besetzt, sonder Achtung für die Verordnung des Reichs, welche die Reichsstadt von der Einquartierung befreyet. Kaum wich der Winter dem Frühjahr, als er Nachricht erhielt, Hessen werde durch Einfälle beunruhigt. Ferdinand hatte, um die Franzosen anzugreifen, seinen muthigen Neffen vorangeschickt, und verbarg seine Hauptabsicht. Drauf brach er selbst mit dem Heere auf, zerstreute im schnellen Anmarsch die Haufen, die ihm entgegen kamen, und würde in Einem Zuge auch die Stadt selbst, wo der Feind sein Hauptquartier genommen, erobert haben, wenn nicht noch zeitig, die zusammengezonen Regimenter ihn aufgehalten hätten. Broglio standhaft in der Gefahr, hatte die Stellung gut geordnet, und weise seine Plätze gewählt, um die angreifenden zu empfangen. Sein linker Flügel, und das Mitteltreffen

 stan-

standen auf steilen Hügeln, mit Gesträuch bedeckt, am Flusse Nidda, der gefährlich war, da die Frühlingsluft die Gewässer häufte. Nur der Flecken war zugänglich, wo denn unter einem sanften Abhang der Höhe der rechte Flügel stand, aber er war durch Graben, Batterien und Verhacke gedeckt. — In der mittelmäßigen Ebene dazwischen waren Truppen in gehöriger Ordnung gestellt. Unabgeschreckt von den Schwierigkeiten der Gegend beschloß Ferdinand zu kämpfen, ehe die Hülfstruppen von Contades ankämen, weil ihm der glückliche Anfang Muth gegeben, und er die Munterkeit seiner Soldaten benutzen zu müssen glaubte. Bey den berühmtesten Geschichtschreibern des Alterthums finden wir erzählt, wie die beyderseitigen Heerführer oft in langen und treflichen Reden ihre geordneten Schaaren zum Kampf angetrieben; aber mehr, wie mir es scheint, weil der Verfasser glänzen wollte, als weil es so wahr gewesen. Versammelte man etwa die Truppen um sich her, die doch auch dann nicht einmal die Rede hätten vernehmen können?

nen? Ließ unterdessen der Feind die Waffen ruhen? Konnten vor der gegenwärtigen Gefahr, die Feldherrn noch auf Rednerkünste sinnen? Gefiel dieß ehemals, so haben wir doch keinen Geschmack an unzeitigen Reden; auch verbietet dem Verfasser sein Mißtrauen gegen sich selbst hier seine Kunst zu versuchen. Aber beyde Feldherrn gingen wirklich durch ihre Schaaren, ermunterten sie freundlich, befeuerten sie zum Kampf in kurzen Zurufen. — Zwischen den Heeren lag ein Hügel, welcher leicht die Schlachtordnung bedeckte. Ferdinand stellte seine Infanterie keilförmig, und nahm die Reuterey in die Mitte mit dem Befehl hervorzubrechen, wenn die feindliche heransprengte. Aber als die Franzosen nichts als kleine Streifereyen wagten, drang er auf die Verschanzung ein, erneuerte auch mehrmalen den Angrif, wurde aber immer durch die Kanonen mit Verlust zurückgeworfen. Unter dem verbündeten Heer fiel auch der tapfere Prinz von Isenburg. Die Franzosen folgten den Weichenden nicht, blieben in ihrer Stellung, und hielten aus Furcht vor

 einer

einer Kriegslist selbst ihre Reuterey zurück. Aber das heftige Feuer der Kanonen nahm manchen dahin, doch war es den Franzosen weniger schädlich, da die Kanonen auf dem sumpfichten Boden ohne Unterlagen ihr Ziel verfehlten, die ihrigen aber auf Bohlen, und an den Anhöhen gestellt sicher trafen. Der Herzog von Braunschweig zog sich also zurück. Aber er als er sein Heer, da wo vorher, wieder in Ordnung stellte, während man noch aus der Ferne sich beschoß: war er zweifelhaft, ob er das Treffen erneuern, oder zurückgehen sollte. Aber bei einbrechender Nacht, sandte er die Verwundeten vorab, und beschloß den Rückzug, welcher ihm dann ohne Verlust glückte, außer daß vier Tage nachher einige Schwadronen vom Nachzuge gefangen wurden. So ging er verdrüßlich über die vergebliche Schlacht in seine alten Quartiere. Broglio aber ward berühmt durch diesen Sieg, den er durch die Tapferkeit seines Heeres, nicht mehr als durch die Kunst seiner Anordnung gewonnen. Als er dann in Hessen einbrach, fieng von der

andern Seite Contades an sich der Weser zu nähern, wo itzt Ferdinand das Vaterland deckte, voll Begierde auf Rache und aufmerksam auf die Fehler der Feinde.

Friedrich hatte indeß an allen Seiten zu sorgen. Dieser so erfahrne als wachsame König hatte sein Lager mitten in Schlesien aufgeschlagen, und hielt es für besser den Feind zu erwarten, als anzugreifen. — Indeß erschöpfte er Sachsen, durch abgedrängte Steuern und junge Mannschaft, bezeugte auch öffentlich, daß er es als ein erobertes Land, nach dem Recht des Siegers ansehe. Er hatte es seinem Bruder anvertraut. Während der König die Aufmerksamkeit der Oestreicher auf sich zog, brach Heinrich mit Zurücklassung des Gepäckes im Anfang des Frühjahrs auf, und schnell in Böhmen ein, überfiel unvermuthet zwey tausend Mann, machte sie zu Gefangenen, trieb viele Beute zusammen, und verdarb die Magazine. Eben so glücklich drang er in Franken ein, überfiel und fieng die Reichstruppen, zwang die Fürsten, welche für den Kaiser die Waffen

 ergrif-

ergriffen hatten, zu Kriegssteuern, und ging erst spät im Jahr nach glücklicher Ausführung nach Sachsen zurück, weil man von allen Seiten wider ihn herbeyeilte. So erfuhr Oestreich durch seinen Verlust wiederum, daß die Preussen durch einen frühzeitigen Angriff, zur Strafe ihrer eignen Langsamkeit, den Sieg gewonnen. Unterdessen hatten sich an den Ufern der Oder die Regimenter zusammengezogen, welche aus Meklenburg und Pommern wieder vollzählig gemacht waren. Friedrich sandte sie gegen die Russen, denen sie gleichwohl an Anzahl nicht gewachsen waren, und ließ sie durch Pohlen gehen, ohne die Republik um den Durchmarsch zu begrüssen, da sie zu schwach schien, ihn zu verhindern. Lange stand der König im Innern Schlesiens in seinem Lager fest, in der Absicht dieß Jahr so hinzuziehen, und da zu seyn, wo es etwa nöthig werde. Hingegen sorgte Daun mehr dafür, nicht besiegt zu werden, als zu siegen. Tief in den Sommer wartete er auf die Ankunft der Russen, in der Absicht, wenn der König von Preussen

von

von beyden Seiten beengt sey, ihm Schlesien zu entreissen, oder glückte das nicht, Sachsen. In das letztere Land brach itzt die Reichsarmee zum drittenmale.

Broglio drang indeß als Sieger durch Hessen und Westphalen, und das verbündete Heer zog sich gegen die Mitte des Hannöverschen. Der Französische General hatte Minden und Münster erobert, und sich mit verschiedenen Belagerungstruppen vereinigt, welche Contades befehligte. Ferdinand hatte sich an der Weser gelagert, lauerte auf Gelegenheiten, und wachte sorgsam, daß ihn der Feind nirgend überliste. Einen Theil seines Heeres ließ er in schnell aufgeworfenen Verschanzungen am linken Flügel das Ufer decken, welches steil gegen den Fluß abschießet, aber gegen das Feld hin in kleine Hügel sich erhebt, die in der Ebene sich sanft verlieren. Er selbst entfernte sich mit dem Heere, und da er die Franzosen zu umgehen und ihre Zufuhr abzuschneiden schien: so hatte er schon dadurch sie gezwungen, entweder Minden zu verlassen, oder eine Schlacht zu

wagen.

wagen. Dieser wich auch Contades nicht aus, mit desto größern Hofnungen, weil er erfuhr, Ferdinand habe einen Theil des Heeres unter seinem Neffen abgeschickt, und er habe also mit einer geringern Macht zu kämpfen. Er rief deshalb die Obersten des Heers zusammen, gab ihnen den Plan zur Schlacht, und befahl Broglio früh Morgens die Truppen anzugreiffen, die wie gesagt am Flusse standen. Wenn diese, deren so wenige waren, überwunden, auch wie man meinte, alle Unterstützung von ihnen entfernt wäre: sollte er sich wenden, und dem nun so sehr entblößten Feind in die Seite fallen. Er selbst wollte indeß ihn vorne angreifen. Im Mitteltreffen stand die Reuterey geordnet, am linken Flügel das ganze Fusvolk. Beyde Feldherrn brannten vor Begierde zu schlagen. Denn Ferdinand, der die Absicht der Feinde schon kannte, rückte tief in der Nacht heimlich dem Flusse näher. Als es nun Tag ward, stellte er hinter der obenerwähnten Reihe von Hügeln sein Heer in Ordnung, so daß das Fusvolk hervorbre-

chen,

chen, die Reuterey werfen, und so den Sieg ihm schaffen sollte. Mit Anbruch des Tages fieng Broglio die Schlacht durch eine Kanonade an. Aber als er, um die Lage des Feindes zu untersuchen, auf eine Anhöhe ritt, welche die Ebene übersah, erblickte er mit Erstaunen das Heer zur Schlacht geordnet. Er hielt den Angriff zurück, berichtete es schnell dem Feldherrn. Aber wie man meist in der Eile Fehler begeht; so befahl er (der itzt behutsam hätte gehen sollen, ob er gleich vorher zum Angriff gerathen) itzt, da der nahe schnell anrückende Feind eine Aenderung der Schlachtordnung hinderte, der Reuterey, welche er hatte, mit verhängtem Zügel anzugreifen, und ließ zugleich auf die Flügel zu kanoniren.

Aber so tapfer die Reuterey den Kampf begann, so wurde sie doch, da die bravsten zuerst fielen, zurückgeschlagen, und vermochte nicht das Fusvolk, welches in geschloßnen Gliedern schnell vormarschirte, aufzuhalten, weil ihr eignes sie nicht unterstützen konnte. Durch ihre Niederlage häufte sie die

Schrecken, brachte durch ihre schnelle Flucht die Regimenter in Unordnung, welche ihr zu Hülfe kamen, und selbst diese waren nicht geschlossen, hatten keine gewisse Befehle, sondern fochten einzeln und unordentlich, wie unvermuthet Ueberfallne gewöhnlich. So wurden sie in den einzelnen Gefechten geschlagen, und verließen nach kurzer Gegenwehr das Treffen. Ein Glück war es, daß der rechte Flügel das erschrockne Mitteltreffen deckte, auch daß der brittische General, der die verbündete Reuterey befehligte, was ihm befohlen ward, hinzögerte, wenigstens nicht ausführte. So zog man sich nach Minden zurück, und da die Nachricht kam, auch Brisac sey an dem Tage bey Hervorden geschlagen, war man gezwungen nach Hessen zurück zu eilen, weil die Pässe in Westphalen verschlossen waren. Minden, und viele darinn befindliche Verwundete, fielen in die Hand des Siegers. Kaum glaublich ist es, wie das blühende Glück Frankreichs durch die Fehler dieses einen Tages sank. Sie wurden, um es kurz zusammen zu fassen,

da sie schon die Elbe zu erreichen hoften, von der Weser und dem Mayn zurückgeworfen, und litten unendlich, da Ferdinand ohne Schonung ihre Flucht verfolgte. Nur Münster hielt sich, welches vergeblich angegriffen, und erst nach langer Belagerung erobert ward. Die Reuterey zu Grunde gerichtet, alles Gepäck verlohren, so kam das unglückliche Heer nach Frankfurt. Nachher rief man Etrees wieder auf, der vor zwey Jahren, wie oben erzählt, seinem siegenden Heer aus Neid entrissen wurde; zu späte Hülfe für das bereits geschehene Unglück! Soviel kostet ihre Sorglosigkeit die Fürsten, welche des öffentlichen Gerüchts nicht achten, das so selten irrt, und die Geschäfte nach Cabalen vertheilt, welche die meist unhöfische Tugend verachtet. Destomehr breitete sich der Ruhm des tapfern, großen Ferdinands aus. Unter den großen Vortheilen dieses Siegs glänzte seine Ehre, das Vaterland gerettet zu haben. Je überlegner der Feind, je größer war der Muth dieses edlen Feldherrn. Er hatte sein Heer zu theilen gewagt,

wagt, dennoch den Sieg gehofft, und wirklich einen zweyfachen Sieg erfochten. Denn den Feind gänzlich zu vertreiben, bewirkte vorzüglich ein Sieg des Erbprinzen von Braunschweig Ferdinands über Brisac, der tapfere Prinz führte seinen Auftrag treflich aus. Er wurde auch gegen den Herbst mit achttausend Mann (welches beym verbündeten Heere viel sagen wollte), dem König, seinem Oheim, zu Hülfe geschickt, für welchen noch nie ein Jahr so unglücklich gewesen.

Die Mark, wie Schlesien, wurden von der nahen Macht der Russen bedroht. Diese hatten die preußischen Regimenter geschlagen, welche durch Polen ihnen entgegen gegangen waren, und bey Croßen unglücklich gefochten. Da die Russen zwar an Fußvolk überlegen, aber zu schwach an Reuterey waren, hatten sie Daun ersucht, Laudon mit auserlesener Reuterey ihnen zu senden, welcher denn auch durch einen langen Umweg dem Könige entgieng, und in das Lager der Russen kam. Diese befehligte nach Fermors Abgang

gang Soltikow. Er hatte Frankfurt an der Oder weggenommen, und drohte die Mark und Berlin zu verheeren, wenn man ihm nicht entgegen eilte. Kaum war Friedrich je in einer unglücklichern Lage, oder von so mannichfachen Widerwärtigkeiten umgeben. Denn der Herzog von Zweybrücken, durch Oestreicher verstärkt, durchstreifte Sachsen mit der Reichsarmee; Daun erwartete den Aufbruch des Königs, um in Schlesien zu fallen, die Hauptstadt war von Russen bedroht. Das Uebel, welches im Innern wüthete, forderte die äußersten Mittel. Hierauf sann denn der König, als die Menge der Feinde alles überschwemmte, überließ Sachsen dem Schicksal, besetzte die Städte, wie er konnte, und befahl dem Prinzen Heinrich, mit vierzigtausend Mann in die Lausitz zu rücken, seinen Rücken zu sichern, und nach seiner Klugheit den Feind von Schlesien abzuhalten. Das Innere dieses Landes deckte Fouqué mit etwa zehntausend Mann. Nach dieser Anordnung eilte der König mit einem auserlesenen Heer, sich mit den Schaaren zu

vereinigen, welche bisher gegen die Uebermacht der Russen so gefährlich gekämpft. Darauf, als er den ermüdeten Soldaten zwey Tage zum Ausruhen gegeben, ging er über die Oder, wo die nahen Adler der Russen herüberdrohten. Voll Begierde nach der Schlacht marschierte Friedrich, der itzt und immer den ersten Angriff that, lange hin und her, als wollte er itzt hier, itzt da angreiffen. Endlich ließ er Batterien aufwerfen, und mit gegenseitiger Canonade fieng man das Treffen an. Während man so in der Ferne focht, stellte er unter dem Fuß der Hügel, auf welchen der Feind stand, das Heer so, daß es mit einer schmalen Fronte in 3 Colonnen den Feind von den Anhöhen an seinem linken Flügel zu vertreiben suchte. Zugleich fiel die Reuterey ins Mitteltreffen: denn der rechte Flügel wurde durch Sümpfe gedeckt. Wie er gehofft, so wurden die Russen, so tapfer sie widerstanden, geworfen, auch was ihnen zu Hülfe kam, geschlagen. Die Preußen hatten schon viele Kanonen erobert, und die Reuterey setzte scharf ins Mitteltreffen, als

itzt

itzt gleich einem Sturm Laudon mit dem Kern seiner Reuterey hervorbrach, er, der vorzüglich den Sieg errung, fiel so gewaltig sie an, daß er erst ihren Angriff aufhielt, dann sie schlug, und in das Fußvolk trieb. Auch Soltikow war thätig in der drohenden Gefahr. Als er sah, daß der linke Flügel litte, veränderte er die Schlachtordnung, nahm Regimenter vom rechten Flügel, und schickte sie in verschiedenen Haufen hinter einander in die Stelle der Geschlagenen, wo sie dann durch tapfern Widerstand die wankende Schlacht herstellten. Als so das schrecklichste Gefecht begann, als Mann mit Mann kämpfte, erzitterte der Erdboden vor dem Stampfen von Roß und Mann. Das Getöse der Schlacht tönte fern hin. Wüthende Hitze trieb die Rasenden ins gegenseitige Verderben, und ganze Hauffen von Leichen thürmten sich. Endlich, ermüdet durch den sechsstündigen Kampf, wankten die Preußen. Da ihrer so viele geblieben, ihre Reuterey geschlagen war: entfiel ihr Muth, und sie flohen, mit Verlust ihrer Fahnen und einer

großen Menge Geschütz. Der König widerstand lange, that in der allgemeinen Niederlage alles, was immer ein Feldherr vermag. Wo nur eine Hoffnung aufschimmerte, da rief er hin, da handelte er. Nach langem Widerstreben wich er endlich der Wuth des Unglücks, und mit Anbruch der begünstigenden Nacht führte er die Ueberbleibsel des Heers über die Oder. Wie oft im Siege, so glänzte er itzt bey dieser Niederlage, wie er nie eine erlitten. Acht tausend Schritte Weges waren von Leichen der Menschen und Pferde bedeckt, welche man zusammen verscharrte. Zwar der Sieg war theuer verkauft, aber doch Preußens Hauptmacht aufgerieben. Zum Glück noch war Berlin nahe, woher der König Geschütz kommen ließ, welches er fast gar nicht mehr hatte. Zugleich zog er frische Regimenter an sich, welche bisher gegen die Schweden gefochten, indeß die Zerstreuten sich zum Heer wieder sammelten. Aber am meisten rettete ihn der Feind selbst, der seinen Sieg nicht schnell benutzte, sondern nach der glücklichsten Schlacht auf der Wahlstadt

blieb,

blieb, als hätte Erstaunen über sich selbst ihn angeheftet. Ich kann nicht entscheiden, ob Soltikow nach geheimen Aufträgen dem König jene heilsame Erholung verstattete, aber gewiß war sie den Preußen äußerst erwünscht. Friedrich stellte seine Kräfte her, durch Wiedersammeln und Vermehrung seiner Regimenter, und gewann bald wieder so viel Zutrauen, daß er den Seinigen in Sachsen, welche litten, Hülfe schicken konnte. Die Russen blieben unbewegt, und giengen nicht über Frankfurt vor. Soltikow brach sogar zuerst auf, gegen die schlesische Grenze hin, wo er lange gegen Glogau stand. Als aber seine Plane da nicht glückten, weil der König ihm standhaft folgte, und jede Unternehmung verhinderte, auch weil in dem regnichten Herbst Krankheiten bey seinen Truppen ausbrachen: gieng er, ohne nach dem großen Siege etwas gethan zu haben, durch Polen in die alten Winterquartiere nach Preußen zurück. Laudon trennte sich von ihm, und kam durch einen großen Umweg nach Mähren wieder zu den Oestreichern — Er

 hat-

hatte vielen Ruhm erlangt, aber wenig für die Vortheile seiner Parthey ausgerichtet. Der König, nachdem er dieß Unglück überstanden, eilte nach Sachsen zurück. Denn während dieß an der Oder vorgieng, erhielt der König die unangenehme Nachricht, Dresden, die Hauptstadt Sachsens, welche er drey Jahr lang besessen, sey in österreichschen Händen. Daun hatte beschlossen, seine Bundesgenossen zu verstärken, und dadurch den Feind zu drücken. So hatte er mit seinen Truppen, wie gesagt, die Russen, so das Heer des Herzogs von Zweybrücken vermehrt. Außer andern Ursachen zu zaudern, welche er so gern ergriff, wollte er so Gelegenheiten ablauern, für seinen Ruhm und für seine Kaiserinn thätig zu seyn. Also drang der Herzog von Zweybrücken in Sachsen ein, als Heinrich tief in der Lausitz stand, eroberte Leipzig, Torgau, Wittenberg, und schloß Dresden ein. Auch ergab sich die Stadt bald, der Besatzung ward freyer Abzug zugestanden, und Reichstruppen und Oestreicher hinein gelegt. Durch ein ungün-

stiges Geschick kamen die vom König gesandten Hülfstruppen erst, nachdem die Bedingungen schon geschlossen waren. Mit abwechselndem Glück und heftig ward nachher noch gefochten, aber das Glück begünstigte die Preußen doch so, daß der General St. Andree geschlagen, und Leipzig und Torgau wieder erobert wurde. Heftig fochten nachher auch Haddik und Fink, beyde mit edler, erzählungswerther Tapferkeit; aber mein Vorsatz ist, kurz und vorübereilend nur anzudeuten, was so blutig es auch war, in dem so großen Kriege doch nichts entschied. Unterdeß stand Heinrich in der Lausitz, und hinderte die Vereinigung der Oestreicher und Russen. Lange hielt er sich mit Ruhm, obwohl in vieler Gefahr, da er vom Könige durch die Feinde abgeschnitten war. Herrlich gieng er den Mittelweg zwischen Kühnheit und Furchtsamkeit, vereitelte die Plane der Feinde, litt selbst nie, und versäumte nie die Gelegenheit etwas auszuführen. So hieb er auch einen Haufen Oestreicher nieder, und nahm den General Vehla gefangen. Als

aber Dresden erobert war, so glaubte Daun nach Sachsen den Krieg spielen, und es mit seinem ganzen Heer überschwemmen zu müssen. Heinrich folgte ihm von fern, und hinderte sein Vorrücken, indem er Meißen am Ufer der Elbe zeitig genug wegnahm, auch seinem Nachzuge Schaden zufügte. Damals sandte auch der König schnell ihm Truppen zu, da der Abzug der Russen ihn erleichterte, und ihm die frohe Hoffnung gab, Daun aus Sachsen zu vertreiben, der mit großen Heeren dahin gekommen war. Der Ruhm spornte alle, und der eine Feldherr wollte so wenig Dresden wieder fahren lassen, und so das ganze Jahr vergeblich hingebracht haben, als der andre, obwohl er so viel Unglück überstanden, zu schwach scheinen würde, die Stadt wieder zu nehmen; denn im Besitz derselben rühmten die Oestreicher sich als Herren von Sachsen. Man wollte keine langwierige Belagerung, sondern es schien geschwinder gethan, wenn man Daun zur Schlacht zwänge, falls er sie vermiede, ihm die Zufuhr abschnitte, und dadurch aus dem

 Lan-

Lande triebe. Wäre er erst nach Böhmen zurückgetrieben, so glaubte man, würde Dresden von selbst wieder übergehen. Noch möchte ich den Leser verweilen bey den mannigfach täuschenden Spielen des Glücks mit denen, welche es erst zur Hoffnung und zur Zuversicht verleitet. Als Friedrich den Sieg leicht, und nicht ohne Grund ihn schon erhascht glaubte, fügte es ihm eine unvermuthete Niederlage zu.

Wie er denn rasch zu handeln und seinem Glück zu trauen pflegte: so hatte er einen Theil seines Heeres den Oestreichern in den Rücken abgeschickt, sie in Mangel zu versetzen, ihre Zufuhr abzuschneiden, welche mit Mühe aus Böhmen hergeschafft wurde, und dadurch sie zum Rückzuge zu nöthigen. Aber der König büßte noch einmal für seinen Glauben an Dauns Trägheit. Dieser Mann, der nie vom Glück zu viel nahm, aber auch nicht immer seine Geschenke verschmähte, dachte sorgfältig darauf, den Feind niederzudrücken, der ihn so beschwerlich umgab. Als also Fink sich so weit entfernt hatte, daß man aus dem

königlichen Lager seinen Gefahren nicht zu Hülfe kommen sollte, schloß er ihn plötzlich ein, zwischen den engen Pässen nach Maxen, ohnweit der Elbe und den Gebürgen, welche sich von Sachsen zur böhmischen Grenze hinüber erheben. In der Verwirrung trieb er ihn eilend gegen Abend, gegen das Ufer, wohin der einzige Ausweg war. Aber da der östreichsche Feldherr wußte, nur Geschwindigkeit entscheide hier, und fürchtete, der König werde zum Entsatz herbeyeilen, so machte er mit anbrechendem Tage zum neuen Angriff sich fertig. Aber ohne diesen zu erwarten, boten die Preußen, die von allen Seiten eingeschlossen, und dem aufdrängenden Feinde nicht gewachsen waren, Ergebung an. Es übergaben sich also an Daun sieben Generale und vierzehn tausend Soldaten, wie sie mit Fahnen und Geschütz in Schlachtordnung standen. So ersetzte er seine lange Unthätigkeit durch einen glänzenden Sieg, der ihm nicht vier hundert Mann kostete, und so lief, ohne daß Dresden erobert worden wäre, dieses für Preußen so unglückliche Jahr

ab,

ab, und blieb nur durch den Verlust an Menschen und seine schreckliche Gefechte merkwürdig, obgleich außer dem Verlust seiner alten Krieger bey Maxen, Friedrich noch ein Unglück erfuhr, indem unweit Meißen noch einige Regimenter geschlagen und gefangen wurden. Endlich theilten die Heere Sachsen unter sich, wie durch einen Vertrag, sie, die bisher auf den Tod um den Besitz desselben gefochten; doch selbst der harte Winter endigte den Feldzug nicht. In Kälte und Frost lag man im Zelt und Lager statt ruhiger Winterquartiere. Der König aber, um seine verlohrnen Regimenter zu ersetzen, zog den Erbprinzen von Braunschweig mit neuen Truppen an sich, glücklich, daß der die Niederlage des unglückvollen Jahres nur mit dem Verlust einer Stadt bezahlte. Sein Neffe kam also zu ihm mit achttausend Mann, nachdem er vorher den Herzog von Würtemberg geschlagen, der mit den Franzosen sich verbunden hatte.

Wenig Nachtheil bewirkten die Schweden. Wider Willen in den Krieg verflochten,

brachten sie dieß Jahr mit leichten Scharmützeln glücklich hin, und nahmen spät im Herbst die Winterquartiere in ihrem eigenen Gebiet. Aber selbst das härteste Herz muß bluten bey dem Schicksal des edlen Teutschlandes, welches die Wuth der Völkerbeherrscher mit Flamme, mit Schwerdt, mit jeglichem Unglück des Kriegs verwüstete. Zwar hatte es Ruhe in Süden; aber Hunger und alle Uebel drückten die bisher so glücklichen Länder in dem weiten Strich vom Rhein zur Oder. Das kriegrischste Volk, das volkreichste Land von Europa, welches die Welt beherrschen würde, wenn es seine Kräfte vereinigen könnte, wurde von Ausländern verwüstet, da es selbst in seinem Innern wüthete.

Die Engländer verfolgten das Glück des vorigen Jahres, und entrissen den Franzosen Goree in Africa, und im fernsten America Quenoc am Ohio Fluß, welches nachher, Pitt zu Ehren, dessen Namen erhielt. Aber noch wichtiger war Guadaloupe, welches, ehe man es hoffte, wahrscheinlich durch Treu-

losigkeit des Stadthalters, in die Hände der Britten fiel. Diese durch ihren Zucker so berühmte Insel gehört zu den Antillen, welche im Mexicanischen Meerbusen gegen Mittag liegen, und wegen der Handlungsvortheile stets der Schauplatz des Krieges werden, so oft England und Frankreich zerfallen. Um diese Zeit war England in Sorgen, wegen der großen Zurüstungen zu seiner Flotte in Brest, von welcher man eine Landung in England vermuthete, weil Frankreich eine Menge Transportschiffe aus allen Hafen, auch de *la Clue* mit seiner Flotte aus dem mittelländischen Meer dahin kommen lassen. Deshalb veranstaltete Pitt, daß Brittanniens und Irrlands Küsten mit Truppen besetzt, daß Schiffe ausgeschickt wurden, welche die ganze Küste von Bretagne und Normandie beobachteten, daß Hawke mit einer großen Flotte den Canal besetzen, und Brest durch leichte Fahrzeuge auskundschaften lassen mußte, damit man stets die Unternehmungen der Feinde wisse, und nirgend aus Unkunde fehle. Bald erhob man den Muth

de la Clue, der vom Boscawen geschlagen ward. Er hatte in der schmalen Meerenge, welche Europa von Afrika scheidet, geankert, als er die französische Flotte erblickte, die mit widrigem Wind sich langsam den maroccanischen Küsten näherte. Als der Engländer sie so im Kampf gegen die Wellen sah, griff er sogleich sie an. Mit glücklichem Winde und schwellenden Segeln kam er, und eroberte drey Linienschiffe. Das Admiralschiff ward auf den Strand gejagt, und de la Clue verließ es schwer verwundet, und wurde ans Land gebracht, das Schiff verbrannt, und die übrigen im größten Schrecken zerstreut. Aber gänzlich verschwand alle Furcht, als Conflans mit 20 Schiffen geschlagen ward, mit welchen er und vieler Mannschaft und vielem Geschütz von Brest gegen den December ausgesegelt war. Sechs Tage war er von widrigen Stürmen umhergetrieben, und kaum von der klippenvollen Insel Ovesand vorüber, als Howka gegen Mittag ihn erblickte, und sogleich das Zeichen zum Angriff gab. Der französische Admiral, an Schif-

fen

fen schwächer, befahl den Seinigen, um das Treffen zu vermeiden, in die hohe See zu steuern, und Weichende und Verfolgende wetteiferten in der Kunst der Wendungen, bis endlich die Engländer durch schnelles Segeln unter stetem Feuern das Hintertreffen erreichten. Als itzt die Linie gebrochen wurde, und die Schiffe einzeln zu schlagen anfiengen, ergab sich von den Franzosen der Formidable. Theseus und Superbe sanken unter, weil das Wasser des stürmischen Meeres durch die untersten Schiffslöcher drang, indem die Matrosen es wendeten. Diese erstaunlichen Maßen fielen bey diesem Unglück so schnell hinab, daß man kaum das Geschrey der vielen Menschen hörte, welche so elend umkamen. Durch ein gleiches Schicksal, doch aus verschiedenen Ursachen, wurde auch ein brittisches Schiff von der See verschlungen, der Hero hatte zum Zeichen der Ergebung die Segel niedergelassen, wurde aber vom Ungestüm des Windes gegen das Ufer gerissen. Denn das stürmische Meer und die einbrechende Nacht verhinderte die Engländer, ihn

zu besteigen. Hawke fürchtete bey der Finsterniß und dem heftigen Sturm, daß die Schiffe an einander stoßen, oder auf Sandbänke getrieben werden, und so das Ungewitter schädlicher werden möchte, als der Feind. Er befahl deshalb, zu ankern und den Tag zu erwarten.

Voll Ungeduld brachte er die lange Nacht hin, allenthalben drohten die äußersten Gefahren. Er war ungewiß, ob er mehr den Franzosen oder den Seinigen schade. Aber ein noch schrecklicherer Tag brach an. Man sah am Ufer zwey Schiffe gestrandet, ein brittisches und ein französisches, beyde mastlos, und der Feind war in der Nähe. Nahe stand unter dem Donner der Canonen das französische Admiralschiff, welches in der mondlosen Nacht und durch die Gewalt des Sturmwindes mitten unter die Feinde gerathen war. Da es mit dem dämmernden Tage seine Gefahr sah, hieb es eilend die Anker, um nicht den Engländern in die Hände zu fallen, und strandete freywillig am Ufer. Aus blinder Begierde nach Beute verfolgte es ein britti-

sches Schiff, aber von der Gewalt des Meeres hingetrieben, strandete es bald auf denselbigen Untiefen. Die übrigen Schiffe entkamen, und einige giengen in die hohe See. Andere wurden hin und wieder umhergetrieben, bis allmählig die See sich besänftigte, und sie mit günstigerm Wind in die Mündung des Flusses Vilaine, einliefen, nachdem sie zuvor durch Ueberbordwerfen sich erleichtert. Hawke sandte indeß alle leichtere Fahrzeuge, welche er mit sich gebracht, aus, um die beyden gestrandeten französischen Linienschiffe zu verbrennen, und von den brittischen Schiffen, welche an eben dem Ufer verunglückt waren, Geschütz und Besatzung abholen sollten. Als die Franzosen diese ankommen sahen, setzten sie das eine von den ihrigen selbst in Flammen, und das andere wurde von den Engländern verbrannt, nachdem die Besazzung es verlassen hatte. Hierauf gieng Hawke näher an das Ufer, und an die Zufluchtsörter, welche die Fliehenden aufgenommen hatten. Hier stand er lange an, ob er ihnen folgen sollte; unterließ das aber, weil er die

Sandbänke und die Untiefe des Flusses für seine großen Schiffe fürchtete. Zufrieden mit dem Ruhm seines Sieges gieng er in die brittischen Hafen zurück, um seine Schiffe auszubessern. — — Pitt aber blieb standhaft in seinem Vorsatz, die Franzosen aus Nordamerika zu vertreiben, und führte seinen lang überdachten Plan aus, zu Lande und zu Wasser Quebec anzugreifen, die Hauptstadt Canada's. In der Mitte des Sommers wurden also die Trupen unter dem Schutz der Flotte den Lorenzofluß hinauf geführt, reichlich mit allem versehen, was der Krieg erfordert. Wenig Widerstand leisteten die Festungswerke der Stadt, aber vielen der männliche Muth des General Montcalm, der nur mit wenigen Truppen, und ganz von Schiffen entblößt, doch lieber sterben, als seinen Posten verlassen wollte. Nach so vielen Thaten, entschlossen zu dem Ruhm eines Feldherrn, welcher für sein Volk stirbt, gieng er mit unüberwindlichem Muth ihnen unter den Mauren entgegen, und der Sieg blieb unentschieden, so lange er an ihrer Spitze

focht.

focht. Das tödtliche Schwerdt, unter dem er erlag, nahm ihm sein Leben, verewigte seinen Ruhm, und alles Glück der Franzosen in Amerika wurde mit ihm begraben. Es fiel auch, als hätte das Schicksal beschlossen, daß beyde Feldherrn für das Vaterland sterben sollten, Wolfe, der die englische Armee befehligte. Auch er war ein ruhmwürdiger Mann, nur daß in gleichem Unfall, doch die Tugend des Ueberwundenen unsere nähere Theilnahme an sich zieht. Nach Montcalms Tode wurde Quebec übergeben, aber die Nachricht von diesem Siege vernahm das englische Volk mit außerordentlicher Freude. Daß es den äußersten Norden dort erobert hatte, dankte es mit Recht dem bewunderungswürdigen Pitt.

Unter den Großen starb dieses Jahr König Ferdinand der Sechste von Spanien. Seinen Tod beschleunigte der Gram um seine Gemahlin, welche ein Jahr vorher gestorben war, und welcher seine Schwäche ganz die Regierung überlassen hatte. Sie war eine Prinzessinn von Portugall, voll Freund-

schaft gegen Britannien; hatte also den Künsten der Franzosen widerstanden, welche hier Hülfe gesucht. Abwesend wurde der bisherige König beyder Sicilien, Ferdinands Bruder, als König seines Vaterlandes, Spanien, ausgerufen. Er trat Sicilien, (weil es ausgemacht war, daß es niemals mit Spanien vereint werden sollte,) mit Vorbeygehung seines ältesten blödsinnigen Sohnes dem dritten ab, welcher damals noch sehr jung war. Karl segelte also von Neapel aus, trat unter dem Zuruf des Volks, in Barcelona ans Land, und übernahm die Regierung unter dem Beynamen des dritten. Auch starb der Landgraf von Hessen, und im Haag die Prinzessinn von Oranien, welche einen Sohn aus jenem berühmten Stamm hinterließ.

So wurde also ein Königreich verlohren, und gewonnen, und, welches merkwürdig ist, ohne Blut. Es war nämlich im Aachner Frieden bestimmt, daß, wenn der König von Spanien stürbe, und der von Neapel in Spanien folgte, alsdann Neapel an den Her-

Herzog von Parma fallen, Oesterreich aber Parma und Savoyen, Piacenza bekommen sollte. Karl band sich nicht an diesen Frieden: „er sey ihm nicht beygetreten, auch sey „es nicht billig, daß seinen Kindern ihr vä„terliches Reich entrissen werde.„ Das durfte er um so freyer wagen, da Oesterreich und Frankreich in Krieg verwickelt die Ruhe Italiens nicht unterbrechen konnten. Ohne Zweifel wäre der Herzog von Parma für die Hoffnung eines Königreichs aus seinen Besitzungen vertrieben worden, wenn Oesterreich und Savoyen ihr Recht forderten, aber durch des Königs von Frankreich Bemühung verglich man sich freundschaftlich, und er besänftigte zu Gunsten seines Schwiegersohns, Savoyen mit Geld. Auch Oesterreich forderte das Seinige nicht, weil es mit Preußen in Krieg verwickelt war, und Frankreich zu beleidigen fürchtete, dessen Hülfe es bedurfte. Nachher wurde es insgeheim besänftigt, indem man eine Vermählung verabredete, und für die Folge Modena versprach. So wurden die Verabredungen des Friedens gebrochen.

Selbst der Winter unterbrach nicht die Feindschaft in dieser Erschütterung des ganzen Erdkreises. Denn Friedrich, der am Ende des Jahrs neue Truppen erhalten, welche ihm Ferdinand, wie wir erzählt haben, zur Vollzähligmachung seiner Armee geschickt, wandte alles an, Dresden wieder zu erobern, und was es auch koste, die Oesterreicher aus Sachsen zu vertreiben. Häufig überfiel er deshalb die äußern Festungswerke der Stadt, doch gab er nachher das auf, als er merkte, daß man in derselben nichts für die Vertheidigung unterließ, und Daun in der Nähe stand. Dieser Mann, der standhaft bey den Entschlüssen blieb, die er lange überdacht, wollte lieber in der rauhen Jahrszeit den Feldzug aushalten, als seine Eroberung fahren lassen. Unter seinen Feldherrn-Tugenden war auch die, dem Glück nur wenig zu trauen, und eher auf Sicherheit, als auf Sieg zu denken. Die Erde erstarrte von Frost, kaum konnte man Zelte auf ihr bevestigen.

stigen. In der heftigen Kälte erfroren den Soldaten die Glieder, und nicht wenige starben, indem auf den Wachen ihre letzte Lebenswärme erstarrte. Aber heftiger als der Winter war die Feindseligkeit der Menschen. Denn beyde Armeen blieben in ihren Lagern, bis die Erde tief von Schnee bedeckt war, die Soldaten entliefen, und so die Hartnäckigkeit zu mildern Gesinnungen gezwungen wurde. Aber die feindseligen Feldherrn gaben doch nicht weiter nach, als daß nur ein Theil ihrer Truppen in Häuser gelegt wurde, während die übrigen unter Streu und Fellen zubrachten, und so täglich abwechselten. Der nahe Feind sahe dieß, und litt eben die Uebel. Jede halbe Stunde wurden die Schildwachen gewechselt, aber auch so konnte man nicht verhindern, daß nicht die ungewöhnliche Strenge des Winters Menschen verstümmelte und hinraffte. Die Besoldungen wurden verdoppelt, welche freylich immer gering sind, wenn man vor wenig Geld sein Leben verkauft. Aber diese grausame Hartnäckigkeit erlangte nichts, als Tod

und Unglück, und daß die Provinz von Feinden und Bundesgenossen auf gleiche Weise verheert wurde. Den König von Preußen täuschte das Glück immer, und er erhielt Dresden nicht wieder. Uebrigens war Sachsen alle Wege die Beute der Partheyen; aber den größten Druck erfuhr Leipzig. Der König war zur Härte geneigt, wenn sie nicht Blut kostete; wenn er aber gleich das Leben der Menschen schonte, so suchte er doch seine Habsucht zu befriedigen. Die schon oft ausgesogene Stadt sollte wieder Gelder aufbringen. Sie erduldete Banden und Verweisungen, und jegliches Uebel, was die Begierde des Siegers (außer dem Tode) um Geld herbeyzuschaffen verhängen mochte. Alle diese Härte wurde nicht durch den Muthwillen der Soldaten, (denn Plünderung der Städte schadet der Kriegszucht, und was geplündert wird, gewinnt der Fürst nicht) sondern nach strengem Befehle ausgeführt: und dieß schien um so unbilliger, da die Russen das eroberte Preußen, ob es gleich feindliches Land war, sehr sanft behandelten, Friedrich

hingegen sich rühmte, Sachsen unter seinen Schutz genommen zu haben.

Auch trennte der Winter die Waffen der Schweden und Preußen nicht. Die Letztern, stolz auf das Glück des vorigen Jahrs, beunruhigten die Winterquartiere der Erstern, wurden aber zurückgetrieben, und selbst ein preußischer General gefangen, der in der Nacht, da er eben ein Heer zusammenzog, von den Schweden überfallen wurde.

Erst weit im Frühjahr verließ Friedrich mit vielen neuen Soldaten, deren allein Sachsen 15000 geliefert, plötzlich sein Lager, worinn er bisher bey Dresden gestanden. Er lagerte sich bey Meißen, in einer vortheilhaften Stellung. Darauf schickte er Heinrichen mit einem Theil der Armee, um die Mark und Schlesien gegen die Russen zu decken. Das letztere Land hatte Fouque zwey Jahre mit wenigen Truppen vertheidigt, mit welchen er auf Anhöhen, an der Heerstraße zwischen Schweidnitz und Breslau, in einem sorgfältig verschanzten Lager gestanden. Ob-

gleich alles so geordnet war, wie man in der Nothwendigkeit mußte, nicht, wie man wünschte, so hatten die Preussen doch sich vorgenommen, die Unfälle des vorigen Jahr's zu ersetzen. Von der andern Seite war Dauns Plan, den König so lange als möglich in Sachsen zu halten, bis die Russen ankämen, und Laudon Gelegenheit erhielt, Schlesien zu erobern; weshalb er ihn an Fußvolk und Reuterey verstärkt. Den Zugang zum innern Schlesien hatte Fouque schon verschlossen, und auf unzugänglichen Orten sein Lager aufgeschlagen, wo er auch mit geringer Mannschaft den Angriff aufhalten möchte. Er hatte sein Heer zwischen einzelne Hügel gestellt, und die Gemeinschaft zwischen denselben durch Werke auf den Anhöhen gesichert. Unten giengen rings um sie her Verschanzungen, mit Batterien dazwischen, und einem Graben, wo in die dürre Erde spanische Reuter und Fußangeln befestigt waren, und an dem andern Rande desselben war ein noch höherer Aufwurf, und Verhacke, deren Zugang durchaus von den

Ca-

Canonen bestrichen wurde. Auch hatte er einen Rückzug durch enge krumme Wege, und konnte sich in die innern Verschanzungen zurückziehen, wenn das Schicksal ihn aus den erstern vertrieb. Vor diesen, durch die Kriegskunst so treflich eingerichtetem Lager, konnte Laudons Schlachtbegierde nicht müßig ausdauern, und er beschloß, den verschanzten Feind auf seinen Anhöhen selbst zu besiegen. Mit Anbruch des Tages ließ er also seine Völker ausrücken, und unter dem Schall der Trompeten und allen Schrecken des Krieges angreifen. Tapfer und standhaft wurden sie von den Preussen empfangen. Beynahe sechs Stunden dauerte die hitzigste Schlacht, bis, wie gewöhnlich, die Menge siegte. Denn die Preussen, aus ihren Verschanzungen getrieben, hatten sich zurück auf die Anhöhen der Berge gezogen, wo dann Fouque von allen Seiten umringt, nachdem er zweymal standhaft die Uebergabe abgeschlagen; nachdem so vieles Blut vergossen, und nach einer schrecklichen Schlacht die Verschanzungen erstiegen, er selbst aber schwer

verwundet war, mit sieben tausenden, deren das Schwerdt geschont, gefangen wurde. Nur sehr wenige entkamen. Gepäck, Fahnen und Geschütz fielen in die Hände der Oesterreicher, welche itzt zur Belagerung von Glaz eilten, damit diese Festung in ihrem Rücken sie nicht an dem Einfall in Schlesien hindern möchte. Diese starke Festung war ehemals in dem Frieden von Böhmen abgerissen. Ob sie gleich zwey tausend Mann Besatzung hatte, und mit allem reichlich versehen war, so fiel sie doch, nachdem sie nur einen Tag angegriffen war, in die Hände des Siegers, weil die Besatzung die Uebergabe forderte. So öfnete der gleich kluge als tapfere Laudon den Weg nach Schlesien. An den Grenzen der Lausnitz standen bis mitten in den Sommer die österreichischen und preussischen Heere, ohne daß eine Schlacht vorfiel, so eifrig die Feldherrn auch waren, und von beyden Seiten auf jede Gelegenheit lauerten. Der König, endlich des Verzugs überdrüßig, wandte sich nach Schlesien, welches Laudon verwüstete. Eben dahin gieng auch Daun

mit

mit seinem Heer, ließ einige Regimenter zur Beschützung Sachsens zurück, und beschleunigte seinen Marsch, um nach Schlesien zuvorzukommen. Als der König sahe, daß er weit vorausgeeilt sey, so gieng er schnell zurück; kaum entkamen ihm die Oesterreicher, die um Dresden standen. Schnell schloß er die Stadt ein, in welche kaum zeitig genung der Herzog von Zweybrücken Truppen warf. Mitten durch die Stadt strömt die Elbe; eine gewölbte Brücke, die über dieselbe sich hebt, vereinigt die Altstadt, die gegen Westen, und die Neustadt, die gegen Osten liegt. Friedrich, der diese Seite für die stärkste hielt, beschloß, sie von Ferne zu beschießen, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, und die andere Seite mit Gewalt anzugreiffen, in der Hoffnung sie zu erobern, ehe Daun zu Hülfe käme. Er ließ deshalb mehrere Regimenter die Anhöhen besetzen, über welche, wie er glaubte, Hülfe von der Reichsarmee kommen würde. Den Angriff erleichterte es, daß vor zwey Jahren die Vorstädte abgebrannt waren, und die hervorstehenden Ruinen

nen gewährten einen sichern Zugang zu den Graben; denn Dresden, nur dem Vergnügen gewidmet, hatte keine Aussenwerke, sondern nur Mauern und unbedeckte Wälle. So führte man Batterien auf, bald aber schien es geschwinder, näher zu rücken und durch Feuerkugeln die Stadt aufs äußerste zu bringen. Aber die Belagerten unterließen nichts, was Zeit und Umstände forderten, unter der thätigen Anführung Macquire's. Die Besätzung, welche, der wüthenden Flamme ungeachtet, den Wall nicht verlassen durfte, und die Bürgerschaft, welche zu löschen suchte, mußten die Arbeit theilen. Unterdessen wüthete das Feuer, welches gelöscht wurde, und itzt wieder weit verbreitet allenthalben aufloderte. Das Uebel war schneller, als die Gegenmittel. Denn von Winde angefacht, ergriff der weit verbreitete Brand Häuser und Kirchen, und konnte um so weniger leicht gelöscht werden, da in den engen Straßen noch ein beweinungswürdiger Haufen schwacher Weiber und Greise, denen den Platz nahmen, welche helfen wollten. Die

Kir-

Kirche zum heiligen Kreuz, welche ihr Alterthum und die erstaunende Höhe ihres Thurms auszeichnete, wurde in die Asche gelegt; und da man einmal die Uebergabe abgeschlagen, unterließ der König keinen Augenblick das schrecklichste Feuer. Er wußte, nur Schnelligkeit könne siegen, und befürchtete jeden Augenblick die Ankunft des Entsatzes. Der Befehlshaber widerstand auf den Ruinen der abgebrannten Stadt, ungerührt durch die Trümmer der weit umher niedergestürzten Häuser, und erwiederte glücklich das Feuer der Preussen, welche keinen Sturm wagten, so oft sie ihn zu drohen schienen, um durch Schrecken ihn zur Uebergabe zu bringen. Vor allen wurden mit äußerster Sorgfalt in der Gegend des Zeughauses und des Pulvermagazins die alles umher verwüstenden Flammen gedämpft. Nachdem man neun Tage die Belagerung ausgehalten; erblickte man endlich die Fahnen der nahenden Oesterreicher auf den Bergen, und Maquire that in dem Augenblick, da er sie sah, einen Ausfall aus dem Thor der Neustadt, vertrieb die feindlichen

chen Posten, warf dort Batterien auf, und öfnete sich so von dieser Seite einen Weg. Unterdessen hatte Daun geeilt, sich zu nähern, da er vernommen, in welcher Lage die Stadt sey, und nachdem er durch einen steten Marsch bey Tag und Nacht sich ihr genähert, befahl er, die Batterien anzugreifen, von woher die Bomben geworfen wurden, und überwand sie. Der König, der sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, eilte hinweg. Sein Rückzug war, wie es bey geschlagenen Armeen selten ist, ohne Verlust, und er beschloß wieder nach Schlesien zu gehen, welches Laudon ungestraft durchstreifte, und dort die Russen zu erwarten schien. Diese gleichsam in aller Muße der Winterquartiere thaten nur Ausfälle über die preußischen Grenzen in Pommern. Tottleben führte ihre leichten Truppen. Dieser Partheygänger, der meist nur kleine Scharmützel unternahm, gieng mit großer Kühnheit über die Oder vor, und es glückte ihm, nicht weit von Stettin einige preussische Offiziere gefangen zu nehmen, welche sich ruhig dem gesellschaft-

lichen Vergnügen überließen. Aber diese kleinen Umstände waren sehr unwichtig, indem in Schlesien große Begebenheiten vorfielen.

Da Laudon sich dort ausbreitete, und Breslau, die Hauptstadt des Landes, jedoch vergebens angriff: beschloß Friedrich mit der Stärke seines Heers hierherzukommen. Von so vielen Feinden auf einmal angegriffen, wußte er kaum, wohin er sich zuerst wenden sollte. Daun folgte ihm, und ließ in Sachsen die Reichsarmee zurück, in der Hoffnung, durch einen Angriff von beyden Seiten den König zu überwinden, wenn er mit den Russen sich vereinigte, welche Heinrich, der bey Glogau stand, gleichwohl an dem Uebergang über die Oder hinderte. Der letzte Schlag des Schicksals und gewisses Verderben, schien itzt dem König von Preussen bevorzustehen. Er hatte sein Lager bey Liegnitz. Weise übersah er den Krieg, und wollte mit festem Muth den allenthalben anrückenden Feind empfangen. Daun beschloß ihn zu vertreiben, er selbst wollte das Lager von

vorn anfallen, und Laudon mit dem andern Theil des Heers in den linken Flügel fallen. Dieser brach, dem Befehl zufolge, heimlich auf, um in der Nacht mit seinen Truppen heranzurücken. Aber der König, zeitig von seinem Marsch benachrichtigt, vermuthete den Plan, und brach selbst heimlich in der Dunkelheit der Nacht auf, indem er die gewöhnlichen Wachen und das Feuer im Lager zurückließ. So setzte er sich an den engen Wegen, durch welche die Oesterreicher gehen mußten. Gegen Morgen erfuhr Laudon durch Kundschafter, daß die vor ihm liegenden Hügel durch Reuterey besetzt wären. Voll Zuversicht, befahl er seiner Reuterey hervorzubrechen, um, wenn diese Hügel genommen wären, sein Heer zu ordnen. Aber er wußte nicht, daß der König an seiner Seite in Schlachtordnung stände, und erstaunte, als der Nebel, der den Tag eingehüllt hatte, sich verzog, und er nun sah, das Lager sey verändert und das Heer in der Nähe zum Feuern bereit. Da er dennoch mit seinen Zügen vorrückte, griff der König schnell ihn an. Er

hatte

hatte Truppen zurückgelassen, wenn etwa Daun von der andern Seite ihn angriffe. Das Gefecht war heftig, die Oesterreicher, obgleich überrascht, widerstanden tapfer, aber da sie auf unbequemen Boden fochten, wurden sie geschlagen, viele Soldaten getödtet und gefangen, und ihr Geschütz genommen, obwohl der König nicht heftig sie verfolgte, weil er die Nähe Dauns fürchtete. Diesem hatte entweder die Veränderung des königlichen Lagers den Plan verrückt, oder er hatte andere Ursachen, (war es Neid, so büßt er noch dieses Jahr dafür) wenigstens blieb er diesen Tag unthätig, und dem König schafften Klugheit und Tapferkeit den Sieg. Nach der Schlacht brach der König gegen die Russen auf, welche bis Breslau streiften, und trieb sie zurück, während Daun Schweidnitz zu belagern beschloß. Aber er gab dieß bald auf, bey der Rückkehr des Königs, welcher allenthalben gegenwärtig war, wo die Gefahr ihn rief, und vor allen in diesem Jahre die edelsten Beweise großer Feldherrntalente gab. So wurde der Plan des Feldzugs vereitelt,

eitelt, und da den Oesterreichern ihre Absicht auf Schlesien misgeglückt war, bewegten sie die Russen zu einem Einfall in die Mark, und schickten ihnen Reuterey zu Hülfe.

Während dieser Begebenheiten suchte der Herzog von Zweybrücken, Sachsen zu erobern, und griff den preußischen General Hülsen in dem Lager bey Strehlen an, welches die glücklichste Lage befestigte. Das Treffen war heftig, beyde Feldherrn thaten sich glänzend hervor, aber das Glück gab keinem ganz den Sieg, doch rühmte dessen sich jeder. So lange nämlich die hartnäckige Schlacht dauerte, blieben die Preußen in ihrer Stelle unvertrieben, aber nach der Schlacht verließen sie sie freywillig, weil sie für Torgau besorgt waren. Diese Stadt, welche mit zwey tausend Mann besetzt war, wurde in einem hitzigen Angriff vom Herzog von Zweybrücken erobert. Die Preußen verließen Leipzig, und zogen sich nach Wittenberg, welches bald, wie ganz Sachsen, nachdem Hülsen vertrieben war, au den Herzog übergieng. Der

siegende König war also noch von tausend Sorgen umgeben, und seine große Seele in zahllose Gefahren verwickelt, konnte nicht jedes Unglück verhüten. Denn während der König die Oesterreicher so tapfer schlug, verlohr er Sachsen, und er mußte den Russen, indem er ihre Absicht auf Schlesien vereitelte, die Mark und Pommern preis geben. Colberg, welches schon einmal von den Russen angegriffen war, wurde in diesem Jahr wieder von ihnen belagert, aber so klein seine Besatzung und so schlecht seine Festungswerke waren, so bewunderungswürdig war sein Widerstand. Die Truppen und das Geschütz wurden auf Schiffen herbei gebracht, und das Schicksal schien sie zu begünstigen, indem die Außenwerke und der Wall sehr gelitten hatten. Die Heerführer waren also sorglos, glaubten den Sieg leicht und dem von so vielen Feinden umgebenen König den Entsatz unmöglich. Daher war ihr Angriff weniger heftig, und sie forderten die Uebergabe, welche die Belagerten sehr geschickt von Tage zu Tage verschoben, bis Werner mit

 einer

einer sehr mäßigen Anzahl Truppen diese Unverständigen überfiel. Die Russen, welche befürchteten, daß er ein weit größeres Heer hätte, flohen beym ersten Angriff, wurden aus ihrem Lager vertrieben, verließen alles, eilten zu Schiffe und giengen in See. Nach diesem großen Siege wandte sich Werner gegen die Schweden, welche nicht weit von Stettin in Pasewalk gestanden, und ihre leichten Truppen zum Beobachten herausgeschickt hatten. Diese überfielen die Preußen, und hieben sie alle nieder, weil sie sich nicht ergeben wollten. Darauf griffen sie die Stadt ungestüm an, eroberten die Außenwerke der Vorstadt, und stürmten den innern Wall und das Thor. In dieser Enge selbst entstand ein heftiges Treffen, tapfer war Angriff und Widerstand, bis endlich die Preussen gezwungen waren, den Angriff aufzugeben, mit vielem Verlust sich zurückzuziehen, und nach Berlin zu gehen, welches dem Feinde offen stand. Denn während der König in Schlesien verwickelt war, und alle Heere die Lausitz. verwüsteten, so gab sich für Tott-

leben,

leben, welcher, wie oben erzählt, die rußischen leichten Truppen führte, eine Gelegenheit, diese Hauptstadt der Monarchie wegzunehmen. Bey Zeiten hatte sich die Königin entfernt, welche, wie gewöhnlich, vor dem Geräusch der Waffen nach Magdeburg gieng, wohin man auch alle Kostbarkeiten und geheimen Urkunden schaffte. Die ungeheure Stadt war leicht wegzunehmen, da sie kaum Mauren und keine andere Besatzung als Verwundete oder Genesende hatte. Die Stadt mußte Kriegssteuer zahlen, das Zeughaus wurde geplündert, die Stückgießerey und Pulvermagazin verbrannt. Zugleich wurde das Schloß geplündert, und Gemählde und was sonst die Vorfahren an Kostbarkeiten gesammelt hatten, durch den Frevel der leichten Truppen, deren Kriegszucht sehr schwach war, unter unbändigen Kosaken. Nachdem dieses alles in vier Tagen geschehen war, verließ man die Stadt bey dem Gerücht, daß Hülfe käme. Denn der Krieg wälzte sich jetzt aus Schlesien herüber, nachdem der König durch bewunderswürdige Standhaftig-

 keit

keit die Unternehmungen der Oesterreicher vereitelt, und jetzt dem Innern seines Reichs zu Hülfe eilte. Daun folgte ihm schleunig. Die ganze Last des Krieges ruhte jetzt auf den Grenzen, wo Sachsen, welches jetzt dem König ganz entrissen war, sich um die Mark hinzieht. Die Russen, welche sich auszuruhen wünschten, hatten sich an die Ufer der Weichsel zurückgezogen. Der König beschloß, sie nicht zu verfolgen. Nur das lag ihm am Herzen, Daun entgegen zu gehen, welcher mit seinem Heer bis Torgau vorgerückt war, und dem König die äußerste Gefahr bereitet hätte, wenn es ihm gelungen wäre, sich mit der Reichsarmee, die bey Leipzig stand, zu vereinigen.

Daun war unter Torgau über die Elbe gegangen, und marschierte unaufhörlich, sich mit der Reichsarmee zu verbinden, und würde dann unstreitig in das Innere von Brandenburg gedrungen seyn. Also wünschte der König eifrig eine Schlacht. Schon hatte er schnell sich zwischen die Oesterreicher und den Herzog von Zweybrücken gesetzt, und Daun ge-

gezwungen, in sein altes Lager zurückzukehren. Ueberdrüßig war er des gefahrvollen Krieges mit einem Feldherrn, der beständig einer offenen Feldschlacht auswich. Also beschloß er, der Schwierigkeiten des Kampfplatzes ungeachtet, ihn anzugreifen, in der Hoffnung, durch einen großen Sieg den langwierigen Krieg zu endigen. Die Oesterreicher hatten sich auf Anhöhen gelagert, welche sich allmählig erhoben und gegen den Fluß hinstreckten, und hatten diese mit Geschütz besetzt. Das erste Treffen bestand aus alten Soldaten, und erstreckte sich an die Heerstraße nach Leipzig und Torgau. In dem zweyten am Ufer stand die leichte Reuterey und Fußvolk. Im Rücken machte ein Wald gleichsam einen Zaun, und in den Gebüschen desselben waren die leichten Truppen gestellt. Ein großer See erstreckte am Flügel sich hin. Bei demselben hatte Daun wider Gewohnheit einzelne Regimenter postirt, damit der Feind ihn nicht umgehen möchte, und er bey unvorhergesehenen Zufällen eine Hülfe hätte. In dieser Stellung wollte er den Angriff er-

warten. Als der König dies durch Kundschafter erfuhr, theilte er sein Heer, um den Feind ganz zu umringen, und befahl Zieten, mit einem Theil des Heeres nach Torgau zu gehen, und dort in der Nähe den Angriff zu drohen. Er selbst beschloß durch einen langen Umweg dem Feinde in den Rücken zu gehen, und führte mit außerordentlicher Kühnheit sein Heer in den engen Raum zwischen dem Fluß und dem feindlichen Lager. Hier ordnete er sein Heer in drey Züge, um durch den Wald auf die Anhöhen vorzubrechen, um durch diese Einschließung durch diesen einzigen Tag die ganze Last des Krieges von sich abzuwälzen. Als der Feind sahe, daß man ihn im Rücken angriff, veränderte er seine Stellung gänzlich, so daß das, was vorne gestanden, jetzt in den Rücken kam; die Preußen warfen in einem schnellen Angriff die Truppen, die, wie gesagt, in einem Walde standen, und rückten die Anhöhen herauf, unter einem schrecklichen Feuer der Canonen. Die Oesterreicher trieben sie tapfer zurück, und warfen sie beym zweyten Angriff an den

Wald. Dicht lagen ihre Leichen gethürmt. Jetzt rückte er auf die Geschlagenen vor, tödtete viele, nahm viele gefangen. Als er aber in der Hitze des Verfolgens zu weit vorgieng, griff ihn die feindliche Reuterey, die mit verhängten Zügeln hervorstürzte, tapfer an, und warf das Fußvolk, welches in Zuversicht auf den Sieg vorgerückt war, und trieb auch die zurück, die zur Hülfe herbeyeilten. Als Daun diese geschlagen sah, voll Verdruß, daß ihm der Sieg entrissen würde, gab er, der in dieser Schlacht sich ganz als thätiger Feldherr zeigte, jeden andern Streit schleunig auf, und stellte frische Reuterey, die er aus den andern Treffen vorrücken ließ, dem Feinde entgegen, sammelte die Flüchtigen, focht beständig, und stellte die wankende Schlachtordnung tapfer wieder her. Endlich behauptete er die Wahlstatt, ob er gleich selbst bey seinem tapfern Angriff durch die Hüfte geschossen war. Die meisten Schriftsteller pflegen Begebenheiten so zu erzählen, als hätte der klügere Mann sie eben vorher gesehen, wie sie sich zutrugen. Aber wer weiß nicht,

daß

daß die Plane der Weisesten oft vom Zufall verrückt werden, und daß man fälschlich der Klugheit zuschreibe, was das Glück that. Denn während dieß geschah, rückte Zieten von der andern Seite gegen die Truppen, welche, wie wir erzählt haben, die Oesterreicher gegen die Zufälle des Kriegs zurückgelassen hatten. Während der Schlacht, als er kaum durch Beschießen aus der Ferne das Treffen begonnen, und der Tag sich schon neigte, wurde dem tapfern Krieger berichtet, der Platz, von woher Daun mit dem zweyten Treffen vorgerückt, sey ganz ohne Vertheidiger. Also durch die Hoffnung eines leichten Sieges angelockt, beschloß er den zwischen liegenden Sumpf zu umgehen, da schon wegen seiner empfangenen Wunde der österreichsche Feldherr sich entfernt hatte. Und das Glück begünstigte ihn. Denn als die Nacht einbrach (es war schon im November) drang er ohne Gefecht tief ein, und die Oesterreicher, obwohl sie in der Nähe standen, ließen die Preussen ungehindert vorrücken. So leicht eroberte Zieten das Schlachtfeld, wel-

welches wenige Stunden vorher die tapfersten Krieger dreymal mit dem blutigsten Gefecht vergebens angegriffen, und der König, der hoffnungslos aus der Schlacht gegangen war, erhielt auf einmal die frohe Bothschaft des Sieges. Aber dieser Tag verringerte Dauns Ruhm auf keine Weise; er hatte als ein großer Feldherr sich gezeigt, und hätte ohne seine Wunde wahrscheinlich gesiegt. Aber schleichende Verläumdung des schändlichen Neides schreibt den Verlust der Schlachten dem zu, der in ihnen befehligte.

Die Geschichte also, welche die reinste Quelle der Wahrheit seyn sollte, hat die heilige Pflicht, den Guten zu erheben, das Böse zu entlarven und unpartheyisch alles zu überliefern. Und ich glaube, wir, die wir diese edle Pflicht übernehmen, thun unrecht, wenn wir etwas deshalb verschweigen, weil wir die Menschen lieber gut finden wollen. Aber nicht jedes Verbrechen kömmt an den Tag, nicht jedes kann der eingeschränkte Mensch beurtheilen. Daher pflegen wir das

nicht

nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was, weil ein daurendes Gerücht es erzählt, wahrscheinlich ist, und dem Andenken großer Männer es gern zu gönnen, daß nicht ihr Name verdunkelt durch Schandthaten, die man nicht aufdecken kann, und bey der Nachwelt befleckt werde. Laßt nur alle uns das einsehn, daß der der edelste Sterbliche sey, der in der Höhe, auf der er steht, den Stolz überwindet, welcher Neid erzeugt. Uebrigens war das Schicksal beyder Theile so wenig entschieden, daß die Oesterreicher am Ufer zubrachten, und am folgenden Tage unverfolgt hinübergiengen. Beyde erbitterte Heere hatten Fahnen, Offiziere und Gemeine sich abgenommen, doch hatten die Preussen mehrere Beute. Sie, welche wider ihre Hoffnung gesiegt, hatten nicht sowohl die Macht der Feinde vernichtet, als durch diese Schlacht sie von dem Innern ihres Reichs abgehalten. Denn sie eroberten Torgau, Leipzig und Wittenberg wieder. Die Oesterreicher waren bis nach Dresden zurückgetrieben, um welche Stadt her und in benachbarten Gegenden sie

die

die Winterquartiere nahmen. Das übrige Sachsen behaupteten die Preussen. So waren denn die großen Zurüstungen dieses Jahres und alles vergossene Blut wieder umsonst.

Unentschieden blieb dieß Jahr hindurch der Krieg zwischen Weser und Rhein, womit die Franzosen Teutschland überzogen hatten, und man focht mit wechselndem Glück. Nach der Niederlage bey Minden und Contades Rückzug übernahm Broglio den Oberbefehl, der im vorigen Jahr durch seinen Sieg sich berühmt gemacht. Das Glück begünstigte ihn. Von den Ufern des Mayns rückte er vor, zwang Ferdinand ohne Schlacht zum Rückzuge, und vertrieb ihn ganz aus Hessen. Nachher blieb das Glück schwankend. Denn an eben dem Tage, wo der Prinz Xaver Cassel durch seine Geschicklichkeit einnahm, in eben der Stunde beynahe fochten die Franzosen an einem andern Orte unglücklich. Broglio hatte in der Hoffnung, den Feind einzuschließen, den Ritter Muy ihn umgehen lassen, und er selbst rückte mit seinem Heer her-

heran. Ferdinand ließ jetzt ohne Verzug Muy angreiffen, welcher denn gänzlich geschlagen ward und floh, nachdem viele seiner Leute durch Schwerdt und Wasser umgekommen waren. Gleichwohl konnte man nicht hindern, daß die Franzosen, die jetzt Meister von Hessen waren, Göttingen wegnahmen, und von da aus die untersten Gegenden des Hannövrischen durchstreifften. Herzog Ferdinand hierdurch in Feuer gebracht, sandte seinen Neffen, der schon so vielen Ruhm in diesem Kriege erworben hatte, in die Gegenden des Unter-Rheins hin, um die Franzosen zurückzuzwingen. Eilend gieng er, und eroberte selbst im Marsch Cleve, und fieng an mit Gewalt Wesel zu bestürmen. Auf die Nachricht hiervon gieng Broglio nicht zurück, sondern sandte den Marschall Castries eilig mit einem Heer zum Entsatz. Nach einem schnellen Marsch, auf welchem er viele Ermüdete hatte zurücklassen müssen, nahm er Nuyß und Rheinbergen weg, gieng über den Fluß, warf siebenhundert Mann in die belagerte Stadt, und machte

sich fertig mit seinem Heere zu folgen. Der Erbprinz kam ihm in aller Hitze seiner Jugend entgegen, und wagte ein heftiges und für ihn unglückliches Treffen. Denn er wurde gezwungen, die Belagerung von Dresden aufzugeben und vertheidigungsweise zu gehen. Denn die Franzosen hatten in Göttingen, welches Ferdinand vergeblich angriff, eine starke Besatzung gelegt, um von hieraus gleichsam als aus einer Schlupf-Höhle durch häufige Ausfälle das platte Land zu beunruhigen, Kriegssteuern aufzutreiben, und selbst den Krieg in den Winter hin fortzusetzen.

Während desselben standen beyde Armeen in Hessen und im südlichen Westphalen, und brachten ihn in leichten Treffen hin, die meist für die Franzosen glücklich waren. So verfloß unter gegenseitigen Niederlagen dieß Jahr.

Noch hatten die Franzosen an den äußersten Gegenden Canadas Mont-Royal, am Ufer des Lorenzflusses. Sie zogen eine Armee zusammen, Quebec wieder zu erobern, griffen es an, gaben aber die Belagerung

wieder auf, aus Furcht vor der ankommenden brittischen Flotte. Pitt hatte diese abgesandt, in der Hoffnung, mit der Einnahme von Mont-Royal ganz Canada zu erobern, und den Auftrag dieser Eroberung dem General Amherst gegeben, der bey der Belagerung von Louisbourg als ein thätiger und geschickter Krieger sich bekannt gemacht hatte. Dieser ließ Vorrath und Lebensmittel den Fluß hinaufgehen, führte die Truppen zu Lande und griff am ersten September die Stadt an. Da die Festungswerke in wenigen Tagen durch die Canonade sehr gelitten, so nahm er sie ein, wodurch dann ganz Canada in die Hände der Engländer fiel, welche zu London öffentliche Dankfeste deshalben feyerten, voll lauter Jubel des Volks. Fast um eben diese Zeit machte auch das Glück in verschiedenen Gegenden Indiens die Engländer zu Siegern. Nachdem sie den General Lally zu Lande geschlagen, eroberten sie die ganze Küste, des durch seine kostbaren Waaren so reichen Bengalens, so weit sie bisher unter französischer Oberherrschaft gestanden.

Sie

Sie hatten Soldaten, Schiffe, Geld, Lebensmittel und alles Bedürfniß des Krieges im Ueberfluß, und die Franzosen litten meist an allem diesen Mangel. Kaum konnten sie noch Pondichery, die einzige Colonie, die ihnen an diesen Küsten übrig war, vor der Uebermacht der Feinde zu Wasser und zu Lande vertheidigen. — Dieß waren aber die letzten Freuden des Königs von England, welcher mehr vor Alter als an einer Krankheit starb. Aus Hang zu einem gemächlichern Leben vermied er die Geschäfte; doch war er ein Mann von nicht geringem Geist, und nicht unkriegerisch, wie er auch ehemals gegen die Franzosen nicht unglücklich gezeigt hatte. Seine Regierung war daheim nicht weniger glücklich, als auswärts, da er durch Geschicklichkeit und Bestechungen das Parlement auf seine Seite gebracht. Die Regierung übernahm, weil sein ältester Sohn schon vorher verstorben war, sein Enkel Georg der Dritte, welcher als König von Großbritannien und Irland, auch von — — Frankreich (?) — ausgerufen wurde.

Um diese Zeit war ein heftiger Streit zwischen Portugall und Rom, wegen der, wie oben erzählt, ins Gefängniß gebrachten Jesuiten. Der Pabst bestand heftig auf seinem Recht, der König von Portugall wollte alle vertreiben, und in Malagrida mit den übrigen, die zum Morde des Königs verschworen gewesen, bestraffen. Der letzte Hof, am meisten aufgebracht, befahl dem Gesandten des Pabstes aus dem Reiche zu gehen, zog die Güter des verhaßten Ordens ein, und ließ die Mitglieder nach Civita Vecchia bringen, wo der Pabst diese von der ganzen Welt gehaßten Menschen gnädig aufnahm. Zu eben der Zeit wurde auch zu Wien und in Frankreich und Italien ihnen der Unterricht der Jugend, für den sie sich am meisten bemüheten, öffentlich untersagt. Kaum ertrug selbst Spanien ihr Joch länger, welches die Bosheit dieser hinterlistigen Geistlichen schon lange beunruhigt. Aber der Hof war voll Aberglauben, und sie verstanden sich vortreflich mit dem sogenannten geistlichen Gericht. Aber der Pabst straffte itzt nicht,

wie ehemals, als noch Reiche und Städte auf den Donner eines Worts niederstürzten, mit Bann, sondern mit Bullen, und sein Zorn ließ sich nur in Worten aus. Uebrigens war Portugall voller Unruhen; seine Grossen wurden gefangen, verwiesen und, weil sie Partheyen machten, bestraft, wie Pombal wollte, der erste Minister, welcher, aus Furcht vor Spanien, im genauen Bunde mit England stand.

Lange schon hatte sich der Herrschaft der Genueser Corsica widersetzt, eine Insel im mittelländischen Meer, voll ungesunder Luft, rauher Felsen und Gebürge, aber fruchtbar an Wein, Oliven und was sonst wärmere Himmelsstriche hervorbringen. Die Einwohner, rauh wie alle Bergbewohner, waren tapfere Krieger. Ueberdrüßig der Habsucht ihrer Unterdrücker, und gereitzt von der Freyheit, verweigerten sie den Gehorsam, als sie die Nachläßigkeit ihrer Herren sahen. Theodor von Neuhoff hatte unter den Aufrührern den Namen eines Königs angenommen, und in wechselnden Schlachten sich erhalten, weil

die Genueser in den Künsten des Krieges und Friedens gleich unwissend waren. Diese erlangten dann Hülfe von Frankreich, hatten jetzt mehr Glück und strafften die Aufrührer mit Martern und Tod. Zuerst flohen sie auf die abgelegenen Gebürge und unzugängliche Orte, wo sie nicht ungerächet fielen; dann, durch den Tod der Ihrigen erbittert, rotteten sie sich zusammen, griffen zum Schwerdt, lernten den Krieg, und hoben sich im Kurzen so empor, daß sie unter Paolis Anführung die Hauptstadt, Bastia, und die ganze Insel eroberten. Der Pabst glaubte ihnen Glück wünschen zu müssen, und sandte deshalb einen Legaten hin. Paoli empfieng diesen sehr ehrenvoll, und entweder um Feindschaft zu stiften, oder weil man im Unglück die Religion ehrt, bezeigte er ihm, daß er ganz dem heiligen Stuhl sich unterwerfe. Daher waren dann die Genuesen wider Rom äußerst erbittert, und setzten eine große Belohnung aus, den Legaten aufzufangen. Doch unterbrach dieß keinesweges den Frieden in Italien.

Frankreich und England unterlagen unter der Last ihrer Steuern, doch mit dem Unterschiede, daß Ehre, Beute und ein wegen ihrer siegreichen Waffen glücklicher Handel die Engländer tröstete, die Franzosen hingegen außer einem unglücklichen Kriege, auch die Schwelgerey ihres Königs unterhalten mußten und mit innern Unruhen kämpften. Denn so oft die Parlementer dem Könige Vorstellungen thaten, und den Schutz des Volks gegen die drückenden Auflagen oder den Uebermuth der Geistlichen unternahmen, wurden sie sogleich entsetzt und verwiesen. Zu dem öffentlichen Unglück kam auch der Verlust der Privatpersonen, deren Schiffe, da keine Flotte sie schützte, geraubt wurden, und deren Handel gänzlich stille stand, zum unglaublichen Schaden vieler Menschen. Der schimpfliche Krieg, welcher in Teutschland in keine Wege für das Beste des Vaterlandes geführt wurde, kostete unglaubliches Geld. Der dürftige Städter und Landmann verzweifelte also unter dem Druck des Ausreuters, fühlte sein gegenwärtiges, fürchtete

 sein

sein zukünftiges Elend. So theuer bezahlte das Volk die Thorheit seines Königs, und sein Recht auf die Wüsten Arcadiens. Denn der Leser erinnere sich, daß daher der unglückliche Krieg entstand, und sehe den Character und herrschenden Geist dieses Zeitalters, der oft über Kleinigkeiten so große Kriege erregte. Aber je unglücklicher die Unternehmungen des Seekrieges ausfielen, und je mehr das Elend zunahm, um desto trauriger für den Staat war der Tod des klugen und tapfern Turot. Mit wenigen Linienschiffen (er war höherer Würden werth, wenn Verdienst in seinem Vaterlande gegolten hätte) hatte er die Verwüstung der Küste an den Engländern thätig gerächt, und in mehrern Treffen Ruhm erworben. Lange hatte der Feind ihm vergeblich nachgestellt, endlich erlag er in diesem Jahre. Er war, vor auflaurenden Engländern, in einen norwegischen Hafen gegangen, und im Anfang des Frühlings von da weg nach Frankreich gesegelt. Lange wurde er auf der See von einem widrigen Sturm umhergetrieben, und

unter die Orcadischen Inseln hin verschlagen, wo sein Mangel so hoch stieg, daß er an der Irländischen Küste landen und mit dem Schwerdt sich Lebensmittel suchen mußte. Schon hatte er ein Linienschiff verlohren, welches vom Meer verschlungen war. Mit weniger Mannschaft wagte er es also, Cork anzugreiffen. Er hatte schon Lebensmittel zusammen und eilend auf die Schiffe gebracht, und eilte jetzt wieder in See, als er auf die Schiffe stieß, welche die Britten allenthalben zu seiner Verfolgung zusammengerufen. Nach einem wüthenden Gefecht, nach manchem edlen Beweiß seiner Tapferkeit strichen endlich die zerschossenen Schiffe, die er angeführt hatte, vor dem Sieger. Er selbst war tod. Seine Landesleute betrauerten sein Andenken, seinen kriegerischen Geist und seinen unbefleckten Edelmuth.

In England, so glücklich auch alle innern und auswärtigen Angelegenheiten standen, stieg doch die Staatsschuld ungeheuer, und durch die Größe der Abgaben wurde jedes Privatvermögen so erschöpft, daß der

Sieg selbst anfieng beschwerlich zu werden. Auch schimmerte noch keine Hoffnung des Friedens, da der spanische Hof immer verdächtiger wurde. Doch ertrug man diese Uebel im Vertrauen auf den, der am Ruder saß, und wegen des glücklichen Handels, der nur hin und wieder unterbrochen ward, indem die Britten die französischen Meere ungestraft durchstrichen, und sich auf den Schutz ihrer Flotte verließen, welche über alle Meere hin herrschte. Uebrigens wurden die Parlemente, wie in Freystaaten gewöhnlich, durch Partheyen beunruhigt. Aber Pitt übte auf ihnen seine männliche Beredsamkeit, sprach mehr nachdrücklich als glänzend, mehr gedrängt als schön, und beherrschte sein Vaterland mehr durch die Kraft seines Geistes als durch List.

Nie erwarb ein Mann einen größern Ruhm in bürgerlichen Geschäften. Er sorgte strenge für das Geld, bestritt damit die erstaunlichen Rüstungen zu Lande und zu Wasser und durfte, so große Vortheile ihm auch

das Glück gewährt hatte, noch auf größere denken: den Franzosen nehmlich nach ihrer Vertreibung vom festen Lande in Amerika, auch die reichen Inseln dort zu nehmen, den König von Preussen mit Geld und Truppen zu unterstützen, und zugleich sich bereit zu machen, wenn Spanien den Frieden brechen sollte. Denn Carl hatte viele Truppen geworben, und viel auf die Erbauung einer Flotte verwandt, seit dem Augenblick, da er in Spanien zur Regierung gelangt war. Friedfertig stellte er sich um desto bereiteter den Krieg zu beginnen. Denn er hatte dem Ansuchen der Franzosen nachgegeben, hoffte durch die Verbindung den Sieg, und haßte die Engländer, welche die stärkste Festung Spaniens, Gibraltar besaßen, und stolz auf ihr Glück alle Meere tyrannisirten.

Um diese Zeit wütete in Syrien und an den blühendsten Küsten Natoliens eine schreckliche Pest, von jeher ein einheimisches Uebel in den Morgenländern. Und doch so oft es wütet, so ist die Küste noch volkreich. In

die-

diesem Jahre wurde auch Europa vom Erdbeben erschüttert, welches selbst die nördlichen Gegenden fühlten. Außer dem kaum beruhigten Portugall spürte mans auch in den Niederlanden. In Lüttich wurden unter großem unterirdischen Donner Häuser niedergeworfen, doch war der Schrecken größer als der Schaden.

England und der König von Preussen bothen in diesem Jahre den Frieden an, der letztere in der That aufrichtig, weil er die längere Dauer des mühevollen Krieges fürchtete. Die Holländer als Vermittler suchten eine Unterhandlung in Breda zu Stande zu bringen. Aber die Mächte konnten nicht einig werden, da sie nur auf die Waffen ihre Zuflucht setzten. Die Oesterreicher hofften grosse Dinge von einem so großen Bündniß, und Friedrich wollte nichts für den Frieden bezahlen.

Eine sehr merkwürdige Todesstrafe wurde in London am Ferrar vollzogen. Ein Mann von großer Familie, welcher wegen

eines Mordes unter der Hand des Henkers sterben mußte; ein edles Beyspiel der Gerechtigkeit des Richters, der für Nachsicht und Haß gleich unbestechlich, im Strafen der Person nicht achtete.

Auch starb der Graf Zinzendorf, der, ich weiß nicht ob aus Ehrgeitz oder Frömmigkeit, die Stiftung einer religiösen Gesellschaft unternahm, welche im Uebrigen die christliche Lehre bekannte, aber sich innerer Erfahrungen rühmte, und mit diesem unwiderleglichen Beweiß den Beschwerlichkeiten des Streitens auswich. Ich halte dieß also weder für Betrug noch fruchtbar für wahre Frömmigkeit.]

Je länger der Krieg dauert, desto mehr verhärtet er den Soldaten zur Wildheit, gleich als wenn die lange Dauer des Uebels die Menschlichkeit aufhübe. Unendlich litt Deutschland durch den Muthwillen der Soldaten. Auf den Durchmärschen wurden die Aecker verwüstet, der Vorrath genommen, und die Saaten verheert, die Hoffnung des

Landmanns fürs künftige Jahr. Alles war Einöde. In der Erbitterung wurden Dörfer, Flecken, Städte angezündet. Heerden, Geräthe und Geld befriedigten die Habsucht nicht. Menschen selbst wurden genommen. Sie wurden geraubt, Unmündige wurden unter die Waffen gezwungen, und meist die Regimenter mit ihnen vollzählig gemacht. Aus seiner Hütte wurde der Landmann, aus seiner Werkstatt der Handwerker, seinem Weibe der Gatte, den Armen seiner Kinder der Vater entrissen. Diejenigen wurden in ungewöhnten Waffen geübt, welche bisher ruhig und bey bürgerlicher Nahrung Waffen und Krieg verabscheuten. So groß war der Druck, daß bey dem Mangel an Männern, Weiber den Acker bestellen mußten, oder wenn das Vieh hinweg geraubt war, die Gefielde öde da lagen. Der Tod war das einzige Glück. Aber elend waren die, welche wider ihren Willen zum Kriege gezwungen, ihren Körper zum Opfer ihres harten Herrn hingeben mußten, oder in Lazarethen, wo viele Tausende neben einander schrecklich da

lagen,

lagen, mit verstümmelten Gliedern in tödtenden Schmerzen die Hülfe des Arztes oder den Himmel um ein schleuniges Ende ihres elenden Lebens anflehten. Unter so vielem Elend seufzte das menschliche Geschlecht, weil man Schlesien erobern wollte, und so gieng noch ein Jahr im Elend dahin.

1761.

Sehr uneinig hielt um diese Zeit Schweden seinen Reichstag, der nach Art freyer Staaten meist stürmisch war. Ehemals hatte er den Gesetzen gemäß drey Monat gedauert, jetzt, da die Zügellosigkeit stets zunahm, endigte er sich über den Streit der Großen kaum in zwey Jahren. Wenigen lag die Wohlfahrt des Staats am Herzen. Jeder erhob seine Thaten, forderte Belohnung, befriedigte seinen Privathaß unter dem Vorwand des öffentlichen Bestens. Die übermächtige Parthey trat das Ansehn des Königs mit Füßen, setzte Staatsbeamte ab, machte neue Gesetze, raubte fremdes Gut,

plün-

plünderte begierig und verschwendete den öffentlichen Schatz mit fremder Ungebundenheit. Auch opferten sie den Staat fremden Cabalen und verkauften ihn endlich. Der Mangel des Geldes stieg, die Fonds fielen, weil die Schatzkammer erschöpft, und aller öffentlicher Glaube getäuscht war. So sank der ganze Staat. Viele redeten wider den Krieg, den man ohne Vortheil für das Vaterland in Deutschland angefangen, der so verderblich als kostbar und so ganz unter dem altschwedischen Ruhm geführt sey. Die Gegenparthey vertheidigte ihre Meinung und verließ sich auf die Stimmen, welche der darbende und niederträchtige Bürger verkaufte. Denn selbst der Nahme der Vaterlandsliebe und Rechtschaffenheit veraltete, und Geitz und Rangsucht nahmen überhand. Mit Mühe setzte die Parthey, welche für den Krieg war, ihn für dieß Jahr durch, da sie ihr Ansehen im Volke zu verlieren anfieng. Er wurde nicht durch entscheidende Schlachten, sondern in leichten Scharmützeln mit den Preussen geführt.

Früh

Früh im Jahr eröffnete Ferdinand den Feldzug. Noch im Winter zog er seine Truppen zusammen, theilte sie in drey Heere, und griff Broglio an, welcher in Hessen überwinterte. Dieser überrascht von dem unvermutheten Angriff, ließ seinen Bruder mit einer Besatzung in Cassel, und zog sich tiefer zurück, um seine in den Winterquartieren zerstreuten Truppen zu sammlen. Die Feinde bemächtigten sich indeß einer großen Zufuhr, hatten auch die Sachsen, welche für die Franzosen in Waffen standen, schnell angegriffen und geschlagen, darauf einen Theil ihres Heeres zur Belagerung Cassels geschickt und verfolgten itzt Broglio. Aber als die Franzosen stark genug waren, giengen sie ihnen muthig entgegen, griffen an und siegten im Treffen. Der Krieg wandte sich, und sie verfolgten itzt den Herzog Ferdinand, welcher dann eilend aus ganz Hessen wich. Auch die Belagerung der Hauptstadt glückte ihm nicht, die Besatzung hielt sie standhaft aus, bis das Glück den Feind ganz aus dem Lande vertrieb.

Im ununterbrochenen Lauf des Sieges fuhren die Britten fort, in allen Theilen der Welt Eroberungen zu machen, unter den Antillen Dominique, Belleisle an den Küsten von Bretagne, Pondichery in Indien. Pitt rüstete sich jetzt zur Wegnahme von Martinique, die reichste Colonie der Franzosen in Amerika. Den thätigen Mann täuschte seine Hoffnung nie. Mit dem Anfange des Frühlings hatte er das Meer, welches die westliche Küste von Frankreich und Normandie bespühlt, mit Schiffen angefüllt, und für alle Seiten den Feind fürchtend gemacht, bis er endlich, da keine Flotte sich ihm entgegensetzte, bey Belleisle landen ließ. Diese Insel liegt ohngefähr sechs französische Meilen vom Lande, ist eben so lang, und zwey Meilen breit. Die Landung ist schwer wegen den allenthalben sich erhebenden Felsen, aber im Innern ist sie reich an Getreide und Salz. Die einzelnen Beschwerlichkeiten der Belagerungen, welche sich meist gleich sind, der Künste der Angreifenden und der Belagerten habe ich selten aufgezeichnet; aber

die

die Pflicht des Geschichtschreibers, welche keinen edlen Mann unberührt lassen darf, muß bemerken, daß der Ritter St. Croix nach tapferm Widerstande zwey Monate nach Anfang der Belagerung gegen freyen Abzug die Insel übergab, als die Citadelle gänzlich zu Grunde geschossen war, er an allem Mangel litt und aller Hülfe des Entsatzes beraubt war. In einem andern Theile der Welt gab das günstige Glück den Engländern Pondichery, die blühendste Colonie der Franzosen in Ostindien. Es ward zu Wasser und zu Lande angegriffen, und da alle Hoffnung verlohren war, weil die Engländer das ganze Meer beherrschten und Zufuhr und Hülfstruppen auffiengen, so ergab sich Lally, welchen seine Landsleute dafür mit einem Tode bestraften, den seine Treue und Thätigkeit nicht verdient hatten. Auch Dominique unter den kleinen Antillen, nahe bey Martinique, fiel in die Hände des Siegers, und die Wünsche und Rüstungen der Britten zielten schon auf die letztere Insel.

Von so vielen Uebeln niedergedrückt wollte Frankreich doch an einer andern Seite mehr Glück erkämpfen, und zog am Nieder-Rhein eine andere Armee zusammen, die es gegen Deutschland schicken wollte. Soubise erhielt den Oberbefehl, und sollte mit Broglio zu Rathe gehen, welchen schon so manche edle That in diesem Kriege ausgezeichnet hatte. Denn vergebens hatte ihn der Feind angegriffen, er hatte Hessen behauptet, und war in die äußersten Grenzen des Hannöverschen eingedrungen. Beyde Feldherrn hatten beschlossen, mit vereintem Heer Ferdinand anzugreifen, welcher ohnweit Soest in Westphalen eine vortheilhafte Stellung genommen, um den überlegenen Feind zu erwarten. Er hatte seine Fronte gedeckt, durch die Einnahme eines Dorfes, welches zwischen beyden Armeen lag. Ohne auf Soubisens Heer zu warten, griff Broglio es an, trieb die Besatzung heraus, eroberte es und legte Truppen hinein. Ohne Verzug strebte Ferdinand es wieder zu erobern, und hoffte etwas auszurichten, ehe Soubise durch die schlechten

Wege die Hülfsvölker herbey schaffen könnte. Früh morgens begann er das Treffen mit auserlesenen Truppen; die Schlacht blieb lange zweifelhaft, da die Franzosen das Glück des vorigen Tages hartnäckig vertheidigten und ihre Gegner tapfer sich bestrebten den Schimpf ihres Verlustes von sich abzuwälzen. Vortheilhaft war jenem im Anfang, aber hernach desto beschwerlicher, das Dorf, welches der Landmann äusserst in die Enge gebauet hatte. Denn Ferdinands Truppen schnitten im tapfern Gefecht die feindlichen Haufen ab und hieben sie in den engen Wegen nieder, wo sie weder sich entwickeln, noch in der Einengung die erhaltenen Befehle ausführen konnten. Einige Regimenter nahm der Sieger, eroberte Fahnen und Kanonen, und die übrigen kamen in ihr altes Lager zurück, weil der Feind, der ihre Hülfe herbeykommen sah, sie nicht verfolgte. Man hat immer erzählt, Broglio habe aus ungeduldiger Begierde nach Sieg, ohne Soubisen zu erwarten, das unglückliche Treffen angefangen. Denn nach dieser Schlacht blieben bey-

 de,

de, entweder weil den Franzosen die Uneinigkeit ihrer Feldherrn schadete, oder weil Ferdinand beschlossen hatte, dieses Jahr ohne Schlacht hinzubringen, an den Grenzen Hessens, in Westphalen und an den Ufern der Ems, vermieden eine Schlacht und veränderten ihr Lager fast ohne irgend eine That. Denn die Franzosen verwüsteten Ostfriesland, wurden aber von Braunschweig vertrieben, nahmen Wolfenbüttel weg, aber verließen es bald darauf, und der Winter brachte diese große Armeen in den Gegenden Westphalens, welche zwischen Rhein und Weser liegen, zur Ruhe. Denn der Krieg wurde weniger heftig, da man den Frieden ahndete und wünschte.

Man dachte itzt würklich mit Ernst daran. Oesterreich war des vergeblich unternommenen Krieges überdrüßig, den es mit unsäglichem Verlust fünf Jahr ohne Vortheil geführt hatte. Es schien ein Wunder, daß außer Preussen, welches durch Sachsen ersetzt wurde, aller Eifer und alle Macht der mäch-

mächtigsten Staaten dem gemeinschaftlichen Feinde kaum eine oder die andere Stadt genommen hatte. Theresia wurde dem Frieden geneigter, weil sie ihren Sohn zum Römischen Könige erhoben wünschte, damit Oesterreich seine kaiserliche Würde nicht verliehre, dann weil ihre Töchter itzt mannbar wurden, dann endlich, weil ihr Schatz erschöpft war, und ihr Herz, so rechtmäßig sie es auch glaubte, ihre väterlichen Besitzungen wieder zu fordern, doch nicht unrecht thun mochte. Eifrig wünschte der König von Preussen den Frieden, und fürchtete die immer wiederkehrenden Gefahren und den Wankelmuth des Glücks. Offenbar erhielt ihn mehr seine Thätigkeit als seine Macht. Frankreich war so tief gesunken, daß es jeden Frieden neuen kriegerischen Versuchen vorziehen mußte. Elisabeth wollte nur für Oesterreich die Waffen führen. Den Schweden war der schädliche Krieg verhaßt. Bey diesen Gesinnungen der Höfe sollten ihre Gesandten in Augsburg zusammen kommen. Aber als Frankreich vorher einen Gesandten nach London sandte, der

über die Bedingungen voraus unterhandeln und große Vortheile freywillig anbieten sollte: so war Pitt dem Frieden abgeneigt und wollte, unmäßig in der Rache, bey dieser schönen Gelegenheit nichts fahren lassen, wodurch er sein Vaterland vergrößern könnte. Seine Weigerung stimmte schon nicht mit den Wünschen des Volks; denn obgleich ihr Glück größer als ihre Hoffnungen gewesen, wurden doch die Kosten unerträglich. Auch der glücklichste Krieg ist ein Unglück für den Staat. Nur einzelne bereichern sich und die Abgaben richten den großen Haufen zu Grunde. So verlohr sich dann die Hoffnung des Friedens wieder, vor dem Geräusch der Waffen, welche die Mächte itzt ungern wieder ergriffen. Auch trat endlich auf die Bitten der Franzosen Spanien als ein neuer Feind gegen die Engländer auf.

Denn man zog durch ein enges Bündniß in diesem Jahre die Bande der Freundschaft näher zusammen, welche durch die Abstammung aus demselben hohen Hause, schon lange

ge zwischen den Königen von Frankreich und Spanien war. Gegenseitig versprach einer die Feinde des andern auch für die seinigen zu halten, ausgenommen, wenn etwa die Gewährleistung für den Westphälischen Frieden, die Französischen Heere nach Teutschland riefe. Gegenseitig wolle man sich Hülfe leisten, so oft man durch eine auswärtige Macht angegriffen werde, und nur Fürsten vom Hause Bourbon in dieß Bündniß aufnehmen; weshalb man es den Familien-Vertrag nannte. Diese Gesinnungen des Spanischen Hofes hatte England schon lange geargwöhnt, auf die Nachricht von dem Vertrage durch den Gesandten fragen lassen, wohin er abzwecke, und aus der unbefriedigenden Antwort den nahen Krieg gewiß geschlossen.

In Deutschland sahe man unterdeß die größesten Armeen, (sowohl die Preußische, als die Oesterreichische und Russische,) und die treflichsten Feldherrn ohne Treffen auf Gelegenheit lauren, nur drohend das ganze

Jahr hinbringen, und den Wink des Glücks erwarten. Entweder mochte man die Gefahren nicht erneuern, oder beyderseitige Feldherrn suchten Gelegenheiten, ohne dem Glück etwas zu überlassen. Sehr spät kamen die Heere zusammen. Heinrich sollte Sachsen bedecken, und blieb unbeweglich bey Meissen stehen. Daun hinwieder gieng nicht von Dresden weg. Es ist ungewiß, ob er auf geheimen Befehl oder aus eigenem Entschluß eine Schlacht vermied. Die Reichsarmee war tief im Franken fast auseinander gegangen, die Soldaten entlaufen oder durch Krankheiten weggenommen, und sie so zerschmolzen, daß kaum noch acht tausend Mann unter dem Gewehre standen. Der Herzog von Zweybrücken legte voll Ueberdruß den Oberbefehl nieder. Denn die Fürsten säumten das Heer vollzählich zu machen, und waren müde mit ihren Kosten einen Krieg für andere zu führen. So würden nicht einmal Streifereyen dieß Jahr merkwürdig gemacht haben, wenn nicht noch tief im Sommer die Russen und Laudon mit vereinten

einten Heeren in Schlesien eingedrungen wären. Je größer die Gefahr war, desto schneller wandte Friedrich sich ihr entgegen. Er stand unbeweglich in dem Lager zwischen Schweidnitz und Breßlau, welches er wider seine Gewohnheit umschanzt hatte, und schien nach der Schlacht bey Torgau ungleich behutsamer zu seyn. Die Feinde standen im Angesicht seines Lagers, als wenn sie es angreifen wollten; aber ihre Vereinigung war vergeblich gewesen, und sie trennten sich wieder. Die Russen giengen nach der Mark, um den Schein zu haben, als hätten sie doch etwas gethan. Laudon indeß, der plötzliche Unternehmungen liebte, sann auf eine schöne That, und zeichnete allein sich in diesem Jahre aus. Da er wußte, daß in Schweidnitz nur eine mäßige Besatzung sey, so beschloß er diese Stadt, welche vorher nur durch eine lange Belagerung erobert war, in Einer Nacht wegzunehmen. Denn der König verließ sich auf den Ruf dieser Festung und ihrer Werke, welche nur durch die äußerste Kunst in der letzten Belagerung und nur sehr langsam

zerstöhrt waren. Er hatte deshalb die Stärke der Besatzung herausgezogen, um sein Heer zu vergrössern. Aber er hatte sich auch nicht über zwey Tagemärsche von der Stadt gelagert. Laudon ließ also noch bey Tage durch leichte Truppen den Zugang der Stadt in der Ferne besetzen und an dem nächsten Abend (es war den ersten Oktober) mit Ungestüm die Außenwerke angreifen, und mit einem dichten Kreiß einschließen, damit keiner entkäme, der Nachricht von der Gefahr gäbe. Hierauf ließ er vier Haufen anrücken und eben so viele Basteyen, welche Schweidnitz decken, angreifen, ließ Faschinen, Sturmleitern herbeybringen, und was man sonst gebraucht, um über Graben zu gehen oder Wälle zu ersteigen. Zu gleicher Zeit ließ er am Wasserthor mit lautem Geschrey einen verstellten Angriff thun, um den Feind desto sicherer zu hintergehen, wenn er an allen Seiten zu thun hatte, und die Gefahr in mancherley Gestalt ihn schreckte. So wurde gegen Mitternacht unter einem schrecklichen Feuer der Wall eingenommen. Die Preussen

sen hatten im Schrecken über den unvermutheten Angriff ihre Schaaren gestellt, wie Umstände und Zeit es litten. Auch feuerten sie heftig auf die Heranrückenden, indem die Oesterreicher bey der Ausreissung der Pallisaden sich aufhielten, (welche unten gespitzt in die Erde geschlagen werden und in dichter Reihe an einander gleichsam einen ununterbrochenen Zaun um die Festungswerke machen). Aber in der Finsterniß konnte man nicht sicher feuern, und die meisten Schüsse fehlten. Dennoch widerstand die Besatzung ihrem Feinde von Vorne, bis man durch den Graben gekommen, der, meist trocken oder sumpfig, wenig Aufenthalt machte, und nun feindliche Kugeln ihnen in den Rücken fielen, auch immer frische Truppen in die Stelle der müden und verwundeten traten. Nach einem Gefecht von drey Stunden wurden die Preussen aus den Festungswerken geschlagen und flohen in die innere Stadt. Laudon befahl sogleich große Kanonen gegen die Thore zu richten und sie zu sprengen, als plötzlich von der andern Seite ein Geschrey entstand, wodurch

durch man merkte, daß die Stadt erobert sey. Denn muthig durch den glücklichen Fortgang hatten die Oesterreicher die Mauern erstiegen, und waren so schnell eingedrungen, daß der Befehlshaber nicht einmal die Uebergabe anbieten konnte. So wurde diese Stadt, welche mit einem großen Kriegsvorrath, aber mit wenigen Soldaten, versehen war, in einer einzigen Nacht genommen. Ohne Uebergabe und durch die Hitze kühner Truppen erstürmt, merkte sie doch kaum, daß sie erobert sey, weil der Soldat unter einem edlen Feldherrn nicht unedel ist. Der Verlust des Siegers war geringe, ausgenommen bey der Eroberung des einen Außenwerks, wo in der Hitze des Feuers und Handgefechts ein Pulvermagazin vom Feuer ergriffen wurde, und mit fürchterlichem Knall Kugeln und Steine um sich sprengte, und Waffen und Menschen in die Luft und durch einander warf. So schnellen Schritts wußte Laudon zu siegen, so hatte er den glücklichen Plan entworfen, ohne Laufgraben oder Batterien die Stadt zu erobern, und so in

kurzer Zeit hinausgeführt. Der König erstaunte über die Bothschaft, da er so wenig entfernt die Eroberung der Stadt eher erfuhr, als er den Angriff auf sie vernommen. Nachher rückte er mit der Armee näher, aber wie es schien mehr zum Beschauen, als zur Rache; denn ohne Gefecht verlegte er sein Hauptquartier nach Breslau, da schon der Winter heran kam und den Feldzug unterbrach.

Während dieß in Schlesien vorgieng, glückte es auch dem rußischen General Romanzow in Deutschland. Er eröfnete hier seine glänzende Laufbahn durch den Angriff auf das schon zweymal zur Schande der Belagerer vergebens angegriffene Colberg, auf der Pommerschen Küste am Balthischen Meer. Die Belagerung unterstützte die vereinte Rußische und Schwedische Flotte, welche vor dem Hafen lag und die Stadt verwüstete. Lange dauerten die treuen und tapfern Einwohner der Stadt diesen doppelten Angriff standhaft aus, obwohl die Hoffnung

nung der Hülfe sich verzog, zu welcher zwar die Preussen verschiedene Male heranrückten, aber vergeblich, weil sie zu schwach waren. Denn Romanzow mit seinem zahlreichen Heer zerstreute den kommenden Entsatz, machte selbst Generale zu Gefangenen, nahm die Zufuhren weg, und besiegte die Standhaftigkeit durch Hunger, welcher stärker als die Waffen ist. So übergab dann der Obrist Heiden die Stadt, nachdem er sich bis aufs äußerste gehalten. Er war vom Mangel, nicht vom Schwerd überwunden, und hatte durch die lange Ausdauer der Belagerung und des Hungers nicht geringen Ruhm erworben. Nach der Eroberung also eines großen Strich Landes wären die Russen schnell nach Stettin und ins Innere der Preußischen Monarchie vorgedrungen, hätte nicht das Schicksal zur rechten Zeit durch einen Todesfall der sinkenden Parthey wieder aufgeholfen. Denn außer daß der Ruhm ihrer Waffen zu ermatten anfieng, konnten die Preussen aus ihren durch stete Ausnahmen erschöpften Provinzen die Regimenter nicht

voll-

vollzählig machen, und die Engländer waren es müde Hülfsgelder auszuzahlen.

Mit Widerwillen wird der Leser mit dem Verfasser das edle französische Volk gleichsam dem Ausreuter Preiß gegeben sehn. Es seufzete unter den Abgaben, die der unglückliche Krieg ins Unendliche vermehrte. Die Parlamenter schütteten seine Klagen in den Schooß des Königes: „Der letzte Heller werde ihnen genommen, es sey um sie geschehen,„ so klagten sie sehr beredt und erinnerten den König an seine Ahnen, an den grossen Heinrich, den die Sorge für sein Volk und weise Sparsamkeit so groß gemacht. Ich glaube, so entartet war Ludwig nicht, daß nicht auch ihm die Wunden des Vaterlandes geschmerzt hätten. Er war gutherzig, aber seine Trägheit machte ihn schlimmer als einen Tyrannen für seine Unterthanen. Seinen Wollüsten ergeben, machte er den Klagen des Volks mit Gewalt ein Ende, entfernte die redlichen Männer, die dessen Bitten vor ihn gebracht, und vollzog seine harten Befehle

Bayerische Staatsbibliothek München

fehle noch härter. Gleich begierig durchzubringen wie in der großen Noth des Reichs an sich zu reißen, verschwendete er an seine Freunde, die seinen Thron gleichsam mit ihm theilten, und verschleuderte schändlich, was er grausam erpreßte: Ein trauriges Beyspiel eines Fürsten, der, uneingedenk seines göttlichen Amtes, seine Macht durch Ueppigkeit und Schwäche entehrt. So stürzten dann Thorheit und Unterdrückung im Innern das Reich ins Verderben, während der Feind mit Feuer und Schwerd die Küsten verwüstete, ungestraft die Schiffe raubte, die Colonien eroberte, und die Schätze des Staats und des Privatmannes verlohren giengen. Zu diesen Uebeln kam noch die Kühnheit der Geistlichen, und der König bewieß selbst durch die Menge seiner Edikte, daß er sie nicht in Ordnung zwingen könne.

Die Zeit war itzt gekommen, wo Pitt sein Amt niederlegte, und seinem ganz dem Vaterlande gewidmeten Leben die Ruhe des Privatmanns wiedergab. Die Spanier hatten

sich

sich lange gestellt, als wünschten sie Frankreich und England zu versöhnen, so lange sie nehmlich ungerüstet gewesen, und hatten indeß Truppen zusammengezogen und Schiffe gebauet. In diesem Jahr endlich wagten sie durch einen Gesandten zu fordern, daß die Engländer aus der Honduras-Bay, welche wegen ihres kostbaren Holzes so berühmt ist, weichen, auch sie von der Fischerey an den Küsten von Terre Neuve nicht ausschließen sollten. Der weise Minister urtheilte, daß dieß lange überdacht sey, und itzt in der Absicht gefordert werde, damit, wenn man es abschlüge, Spanien sogleich zu den Waffen greifen könnte, die es schon lange und mühsam bereitet hatte. Sich zuvorkommen lassen, schien unrühmlich. Er verachtete das gesunkene und unter seinem schwachen Könige erschöpfte Frankreich, ihn lockte die reiche Beute, und der Sieg über Spanien schien nicht schwer, da es an Kriegs-Kunst, Flotten, Soldaten und Matrosen tief unter England stand. So verließ er sich auf sein Vaterland, dessen Macht

er selbst so sehr erweitert, rieth den Krieg anzukündigen, behauptete, man habe Kräfte genug und Cuba biete sich selbst zur Beute an. Da die Minister aber standhaft dagegen sich sezten, legte der edle Bürger, aus Verdruß über ihre Furchtsamkeit, sein Amt nieder. Hier noch ein Blick auf sein folgendes Leben; denn daß die Spanier, wie er voraus gesagt, kurz darauf den Krieg anfiengen, ist überflüßig zu erzählen. Er gieng also in seine Ruhe nicht mit schimmernden Reichthümern, sondern mit dem, was den Edeln theurer ist, Ruhm und Rechtschaffenheit. Die Eroberung von Martinique und alles Glück des folgenden Jahres hatte er noch veranstaltet, und ihm gebührt davon die Ehre. Voll Bewunderung und Liebe zu ihm, bezeugte die Hauptstadt öffentlich, dieser Mann, welcher jetzt sich zurückziehen müsse, habe nicht nur das Vaterland unversehrt erhalten, sondern es auf einen vorher nie geahndeten Gipfel erhoben, wo Brittanniens allenthalben siegende Waffen und sein weit ausgebreiteter Handel auf immer sein

Glück sicherten, und sein Nahme und sein Ruhm über die ganze Erde hin groß bleibe.

Zu Lissabon wurde ein Auto da Fe gefeyert, so nennen die Inquisitoren die schändliche Todesstrafen derer, die sie Irrlehrer nennen. Selbst das bigotte Rom verabscheut diesen schrecklichen Gebrauch; aber der unbegrenzte Aberglaube Spaniens und Portugalls hat dieß schreckliche Schauspiel selbst zu einem Feste gemacht. Es erhob sich ein Gerüste stuffenweise gleich einer Schaubühne, wo geschmückt wie zum feyerlichen Gottesdienst die Staatsbeamten, das Frauenzimmer, die Großen und selbst der König (der jedoch eingedenk seiner Würde zu dem Mordspiele nicht hinkam) ihre Sitze einnehmen sollten. Fußvolk und Reuterey schlossen einen Kreiß, und das unwissende, thörichte Volk klatschte wie bey *lustigen* Spielen, und Einwohner und Fremde bedeckten die Dächer. Als so aller Augen hierauf gerichtet waren, kam ein Schlachtopfer wie man noch keines gesehen (denn es war vom Orden der Jesui-

ten) der Urheber des Königmordes, von dem wir oben erzählt, Mallagrida. Die Strafe, die man für sein Verbrechen nicht wagte, schien man sicherer für seinen Irrglauben wagen zu dürfen. Er wurde als betrügerischer Zauberer, Wahrsager und hartnäckiger Ketzer verurtheilt, und scheint daher, so böse er war, doch minder boshaft. Der Unglückliche wurde hingeführt unter einem Haufen von Mönchen. Diese niedrigen Thoren mußten mit Wachskerzen (als wenn Schandthaten auch lächerlich werden müßten; denn die Strafe wird bey Tage vollzogen) die Verurtheilten begleiten. Angethan mit einem Rocke, voller Bilder, welche das Opfer der Unterwelt weihen sollen, wurde er, mitten in Unglücksverkündigungen, hingerichtet.

An Arm und Schenkeln wurde er auf ein Holz gebunden, und Pöbel und Adel feyerten seinen Tod mit gleichem Unsinn. Unter dem Vorwande, den Glauben zu beschützen, fesseln jene übermüthigen Buben die Neigungen des Volks, welche durch diese Liebe und

ihr Ansehen den Königen selbst furchtbar sind, und durch ihre abscheulichen Plane und die Inquisition, welche alle Thätigkeit zerstöhrt, unterdrücken sie allenthalben die Wissenschaften, um bey der Dummheit des Volks ungestraft wüthen zu können.

In Rom wurde in dieser Zeit eine Lächerlichkeit mit großem Zank und lebhaften Haß verhandelt. Der spanische Hof verlangte, daß der ehemals berühmte Palafox von dem heiligen Stuhl selig gesprochen werden sollte. Die Jesuiten widersetzten sich heftig. Der Pabst, als Austheiler der Seligkeit, sollte entscheiden. Er befahl, über sein Leben Untersuchungen anzustellen, und zum Besten seiner Schatzkammer, oder damit die Sache länger hingespielt würde, that er den klugen Ausspruch: „man könne ad ulteriora schrei„ten, mit Vorbehalt des Rechts des Promo„toris fidei, welcher zu seiner Zeit aufgefor„dert werden sollte.„

Aber geschwinder sprach der Pabst Clemens dem Barbarigi die Seligkeit zu. Ich

möchte die Worte des Decrets selbst hierher setzen, damit der Leser wisse, zu welchen Thorheiten das ehemals erhabene Rom abgesunken sey: „Seiner Heiligkeit haben geurtheilt, „daß von vier Wundern, von welchen man „vorgebracht, daß sie Gott auf das Gebet „seines Knechts Barbarigi gethan, zwey von „der dritten Classe erwiesen seyn, nehmlich „das erste: die augenblickliche und vollkomm„ne Heilung der Schwester Nicojosa Ricetti, „des Kloster St. Annen Benedictiner Ordens „zu Padua, von einer tödlichen Wunde an „ihrem Haupt, die ein Stein von außeror„dentlicher Größe, der von der Spitze eines „Glockthurms herabgefallen, ihr zugefügt, „und die vollkommene Heilung eines Mäd„chens, Namens Lucia Cosofo von einem ver„alteten Krebs, der von dem Elbogen ihres „rechten Arms über die Schulter gieng und „sie in die äußerste Gefahr brachte.„ O seliges Volk, was fern von dieser Pest, den Mönchen, die reine Lehre Christi ohne thörichte Zusätze bekennt!

In diesem Jahre ward die Vermälung des Königs von Großbritannien gefeyert, der eine meklenburgische Prinzessinn von seltener Tugend zur Gemalinn nahm, und mehrere Kinder mit ihr hat.

Heftige Erdbeben erschütterten in dieser Zeit Frankreich, Spanien und Portugall. Man sollte glauben, die unruhige und gleichsam kreißende Erde suche eine Oefnung, um ihre Eingeweide auszuschütten, gleich den Feuerschlünden in Sicilien und Italien.

1762.

Ganz neue Scenen eröfneten sich, als im Anfang dieses Jahres der Tod der Elisabeth bekannt wurde, welche bisher das große russische Reich beherrscht hatte. Bis an den Ocean, an das caspische Meer, und nach China hin, breitet sich das stolze Moscowitische Volk durch ungeheure Länderstriche aus. Scythen waren seine Vorfahren, und sehr spät näherte es sich itzt erst der Stuffe gebildeter Völker. Niedrig, durch Unterwürfigkeit,

von seinen Nachbarn, Schweden, Polen und Tatarn stets besiegt, stand es immer unter Tyrannen, welche es in einer verächtlichen Sclaverey duldete, und oft doch veränderte; furchtsam und schmeichelnd, wenn es niedergedrückt wird, aufrührerisch und trotzig unter einer sanften Regierung. Seine Sitten sind roh, es haßt jede Ordnung. Es bekannte zwar die christliche Religion, doch sehr gleichgültig, so wie seine Geistlichen sie lehrten. Diese meist abgeschmackten und unwissenden Menschen verehrte das abergläubische Volk bis zur Thorheit. Mehr die Bilder, als die Gottheit, waren der Gegenstand seiner Ehrfurcht, und die cultiviertere Welt flößte ihnen keinen Wunsch des Bessern, also auch keine Nacheiferung ein. Noch kurz vor unsrer Zeit hatte es kein Gefühl für das, was dem Menschen heilig oder wichtig ist, bis in diesem barbarischen Lande Peter gebohren wurde und die Regierung übernahm, er das Licht seines Volks. Die Wollüste, welche junge Fürsten verderben, hatten ihn nicht entnervt; nichts schien ihm zu

schwer, um es nicht mit Mühe und Standhaftigkeit zu erreichen, und nichts unter seiner Würde, was er für das Beste seines Staats thun konnte. Bey seiner königlichen Würde verschaffte er sich Ruhm durch Dinge, welche unsre Vorurtheile kaum entschuldigen.

Er verließ den kaiserlichen Thron, um im Kriege von unten auf zu dienen; während eines Krieges, der ihm die wichtigsten Beschäftigungen gab, durchreiste er Europa in dem Aufzuge eines gemeinen Mannes, hielt es nicht unter seiner Würde, in Werkstätten unter gemeinen Leuten zu arbeiten, um hierdurch belehrt, die Künste des Auslandes seinem Lande zu geben. Er heyrathete eine Frau von niedrer Abkunft, schätzte nur die Stärke ihrer Seele, und sie begleitete ihn auf seinen weiten Reisen. Aeußere Ehre verachtete er, und suchte nur Befestigung seiner Macht. Unendlich thätig war sein Geist in allen Geschäfften. So überwand er die Nachstellungen seiner Familie, so dämpfte er den Uebermuth der Popen, so bän-

bändigte er die aufrührerischen Garden und ließ sie niederhauen, und führte Gesetze, Rechte und Ordnung ein. Sein Volk lehrte er Gastfreundschaft und Handel und Ordnung im Kriege, statt der ehemaligen regellosen Gefechte. Er selbst war immer Anführer, oder doch gegenwärtig. Auch rief er die bisher fremden Wissenschaften und Künste ins Land, bauete Städte, und selbst durch eroberte feindliche Länder ließ er mit unglaublicher Arbeit, wo ihm etwa eine Küste zum Handel gelegen schien, durch Kanäle große Landseen mit dem Meere verbinden. Die Hauptstadt des Reichs wurde eine von ihm gebaute Stadt. Er bauete eine Flotte, und machte ein Volk siegreich im Seekriege, das vorher nie ein Meer gesehen. Im gemeinen Leben rauh, unerbittlich auch bey kleinern Fehlern und oft unmäßig im Wein, wüthete er zur Erhaltung des Reichs gegen das Volk, gegen die Großen, gegen seine eignen Kinder; doch starb er mit unsterblichem Ruhm, denn seine Fehler werden vergessen werden, über seinem grössern Verdien-

sie um sein Volk, dessen Schöpfer und Vater er war. Die innerlichen Unruhen, die hernach erfolgt sind, und die häufigen Entthronungen haben diese Macht nicht geschwächt, welche in ihrem ersten Beginnen so grosse Fortschritte that. Vielmehr ist sie zum Erstaunen angewachsen, selbst unter weiblichen Regierungen, welche, als gelinder und reicher an Gnadenbezeugungen, sowohl dem Volke als den Großen angenehmer sind. Elisabeth, welche unter den innern Unruhen lange übersehen war, hatte den väterlichen Thron, den sie endlich bestieg, 20 Jahre besessen, fest bey dem österreichschen Bündniß gehalten, und ihrer Schwester Sohn den Herzog von Holstein zum Erben hinterlassen, welcher aus seiner Ehe mit einer Prinzessinn von Anhalt schon einen jungen Prinz hatte. Nach dem Tode seiner Muhme trat also Peter 3. in seinem 30sten Jahr die Regierung an. Er war ein Mann voll Heftigkeit, und schon im Anfang seiner Regierung, in welchem er durch Mäßigung seinen Ruhm hätte sichern sollen, begann er schnell die größten

Un-

Unternehmungen. Gleich unbegränzt heftig war er in Freundschaft und Haß. Er kannte die Menschen nicht, und ließ nie seine Plane reif werden. Sehr verschiedene und mancherley Dinge unternahm er auf einmal. Seine bisher kaum verborgene Freundschaft für den König von Preussen äusserte er durch freywillige Darbietung eines Stillestandes, rüstete sich gegen die Dänen, weil sie ehemals seine Familie beleidigt, und arbeitete an mehrern Verbesserungen im Innern des Staats. So wie er aber durch dieß alles seinem eignen Schicksal entgegen eilte, so wurde doch Friedrich dadurch den dringendsten Gefahren entrissen.

Zuerst legten indeß die Schweden die Waffen nieder, und schlossen mit dem König von Preussen einen Frieden, welchen nicht zu brechen, vortheilhafter gewesen wäre. Zur glücklichen Vorbedeutung nahm gleich nach dem Friedensschluß der 16jährige Kronprinz Gustav seinen Sitz im schwedischen Reichsrath.

Im Anfange dieses Jahrs wurde in Madrit der Krieg zwischen England und Spanien bekannt gemacht, welcher schon vorher in London durch Herolde verkündigt war. Der spanische Hof, in Zuversicht auf die Hülfe Frankreichs, hielt seinen lange verdeckten Haß nicht länger zurück, war aber ungewiß, ob er erst die Felsenvestung Gibraltar, oder das verdächtige Portugall angreiffen sollte. Als man hier angefragt: „ob man „Freundschaft oder Feindschaft wählen woll„te?„ ward zur Antwort gegeben: „es sey „keine Ursache, die Freundschaft mit England „zu brechen;„ und sogleich kündigten ihm Frankreich und Spanien den Krieg an, so daß nun kein Theil des westlichen Europa ruhig war. Man weiß, daß England diesen neuen Krieg nicht ungern sah, welches trotzig in so vielem Glück und begierig nach Beute war, nur daß es itzt auch für das an ihn gebundene und schwächere Portugall sorgen mußte. Portugall, ehemals Lusitanien genannt, wird am äussersten Ende unsers Welttheils von dem Atlantischen Meer um-

flossen. Gegen das feste Land zu erstreckt es sich nicht weit, und ist ganz von Spanien umgeben, würde auch unter dessen Herrschaft fallen, wenn nicht Spaniens eigne Lage, welche es an wichtigen Unternehmungen hindert, es zurückhielte, oder das beständige Bündniß mit England Portugall der Gefahr entrisse. — —

Lange wäre es klein und unberühmt, wenn nicht seine ehemaligen grossen Thaten in Indien ihm einen Namen gemacht und Reichthümer gegeben. Und ob ihm gleich die meisten in Indien errichteten Colonien von den Holländern entrissen sind, so besitzt es doch noch in den heisseren Gegenden Amerikas die Küste von Brasilien, die durch ihren Zucker, Holz, Silber und Edelsteine berühmt ist. Die hierher kommenden Reichthümer nähren die Schwelgerey, nicht die innere Stärke. Das Volk ist arm, die Vornehmen in träger Unthätigkeit, der König unumschränkt, der Staat übel berathen. Seine Flotte ist wegen des glänzenden und ausgebreiteten Handels, welchen Lissabon an der Mündung des Tajo

treibt,

treibt, besser, als sein vernachlässigtes Heer. Die Vestungen sind schwach, oder vor Alter verfallen, untüchtig sind die Generale, die Offiziere, die Soldaten. Dieß alles war den Spaniern bekannt, und reitzte sie zur Eroberung, so wie es die Engländer zu thätiger Hülfe antrieb. Ein glänzendes Beyspiel gab itzt dieß Volk, wie viel auch bey mittelmässiger Macht die Thätigkeit vermöge; denn im Angriff und Vertheidigung war es allewege glücklich.

Aus dem Hafen von Großbritannien war eine Flotte mit Truppen gesegelt. Rodney führte sie an, ein allen Zeiten ehrwürdiger Name. Lange hielt er sich mit der Ausbesserung seiner Schiffe, die in Stürmen viel gelitten, bey Barbados auf, und ankerte darauf bey Martinique. Dort litt er gleich bey seiner Ankunft, indem ein Linienschiff an den Felsen scheiterte. Dieß ist die vornehmste der französischen Inseln unter den Antillen; denn sie hat 40 Meilen im Umfange, und dort ist ein Stadthalter und eine Regierung über die umliegende Colonien. Der Handel

lockt eine Menge Einwohner und Fremde hierher. Denn der fruchtbare Boden liefert Producte genung zu einem weitläuftigen Handel, Zucker, Baumwolle, Schildkröten, treflichen Kaffee, und tauscht dagegen mit Gewinn, Wein, Mehl und französische Früchte ein. Auch ist die Luft nicht so ungesund, da schöne Gebürge und Wälder, Bäche und Wiesen sie abkühlen. Zwey Vestungen decken sie gegen feindlichen Anfall; aber ehe man es erwartete, war sie in den Händen der Feinde, und mit ihr giengen auch, zu unglaublichem Schaden für Frankreich, die sonst so ungesunde Insel Lucie, Vincent und die noch wichtigere Grenada verlohren. Allenthalben begünstigte das Schicksal die Engländer, und gab ihnen bald noch größere Vortheile. — Unter den Inseln an der östlichen Küste Amerikas ist Kuba die größte. Sie hat ungefähr 250 Meilen im Umfange, ist reich an Gewürzen, Cassia, Mastix, Ingwer, Zucker, auch Gold und Silber. Als Columbus zuerst sie entdeckte, kam sie in die Herrschaft der Spanier, welche Havana dort

bau-

baueten, die Hauptstadt der Insel, die den berühmtesten Hafen der Welt hat. Er kann in seinem weiten und tieffen Becken an tausend Schiffe fassen, und 2 Erdzungen beengen, und treffliche Vestungswerke decken seinen Eingang. Ihren Flor vermehrt die beständige Schiffahrt an die Mexicanische Küste, indem alle die Gallionen hierher kommen müssen, welche aus Europa kommen oder dahin zurückgehn. Die Sieger von Martinique griffen diese Insel an, nahmen die Linienschiffe weg, welche am Ufer standen, und hatten so die ganze Küste frey, um den Schrecken allenthalben zu verbreiten, und so die Truppen desto sicherer auszuschiffen. Nachdem sie 2 Tage am Ufer unter Zelten gestanden, schlugen sie die zusammengeraffte Mannschaft, die ihnen entgegenkam, und belagerten alsdenn das Castel. Sie fiengen an, es von 2 Seiten zu beschießen, von Batterien zu Lande und auch von den Schiffen, welche jedoch, als sie näher kamen, von dem heftigen Feuer der Spanier gezwungen wurden, in die See zurückzugehn. In dem Hafen

waren ausser den Kauffartheyschiffen noch 12 Linienschiffe, welche aber keine Schlacht auf offnem Meere wagten. Einen Monat lang hielt das Castel die Belagerung aus. Beyde Theile fochten mit der edelsten Tapferkeit. Aber als die Spanier die Uebergabe immer verweigerten, so wurden endlich die Engländer zum Sturm gereitzt, wozu die Ruinen des Walles und der Mauer ihnen den Weg bahnten. Einmal wurden sie zurückgeworfen; aber standhaft drangen sie unter großem Verlust von beyden Seiten durch, und droheten jetzt von der eroberten Festung der Stadt, welche noch vierzehn Tage den Siegern widerstand. Als endlich alle Hoffnung der Hülfe verschwunden war, ergab sie sich mit ihren unsäglichen Schätzen und den Kriegsschiffen. Daß auch diese erobert wurden, scheint wunderbar, da der tapfere Widerstand der Spanier sonst so vielen Ruhm erlangt hatte, und man sie verbrennen konnte. Diese große und glänzende Beute erfüllte ganz England mit Freude. Alles eilte zu den Altären, zum Handkuß des Königs, feyerte

erte die Tage mit Spielen und Gastmälern, und die Nacht mit Erleuchtungen; in dem lauten Jubel mischte Volk und Vornehme sich in Ein fröhliches Getümmel. Hiezu kam noch die glänzende Ehre, daß die Engländer zu eben der Zeit, wo sie jenseits des Meeres Colonien angriffen und wegnahmen, den Portugiesen Hülfe schickten, mit ihren Schiffen das ganze Meer bedeckten, und die Hafen der Spanier eingeschlossen hielten, deren Flotte unthätig zu Cadix und Korunna lag.

Jetzt herrschten also die Engländer über das ganze Meer hin, trotzten jedem Völkerrecht, und brachten selbst die friedlichen Schiffe partheyloser Mächte auf. So leicht ist es, im Glück sich zu überheben; denn Stolz liegt tief in dem Herzen aller Sterblichen.

Sehr wehe that der Verlust dieser reichen Colonie dem spanischen Hofe, welcher von bösen Rathschlägen geleitet, und noch immer zu dem Kriege nicht genug vorbereitet war, den er doch so lange im Sinne gehabt. Es scheint mir der Mühe werth, hier mit meh-

rern zu entwickeln, durch welche Schicksale dieser ehemals so mächtige Staat gesunken sey. Spanien ist gleichsam eine Halbinsel, welche im äußersten Westen hundert und funfzig Meilen sich hinerstreckt, und eine ohngefehr gleiche Breite hat. Es wird vom atlantischen und mittelländischen Meer umschlossen, und hohe Gebürge begrenzen es an der Seite von Frankreich. Im Innern durchströmen es mehrere Flüsse. Unter den größten derselben fließen der Tajo und Douro ins atlantische; der Ebro ergießt sich ins mittelländische Meer. Ehemals wohnte hier ein Acker bauendes und kriegerisches Volk, auch war ein Ueberfluß von edlen Metallen, wie einstimmig erzählt wird. Auch heut zu Tage fehlt es, wie ich glaube, nicht sowohl an Gold und andern Erzen, als am Fleiß sie zu suchen, weil Indien seine Schätze hergiebt, und man stets das Eigenthümliche gering schätzt, wenn man nach fremdem Gute trachtet. Das Land ist fruchtbar an Getreide, Wein und Oel, obgleich die Felder nicht so bebaut werden, als es ihre Fruchtbarkeit ver-

verdiente. Es bringt Bley und Zinober hervor, und erzeugt edle Pferde. Seine Wolle ist die schönste in ganz Europa, und Ausländer kaufen sie häufig für ihre Tuchwebereyen, da die Einwohner in so unglücklicher Trägheit versunken sind, daß sie roh sie verkaufen, und dann wieder kaufen, wenn fremde Kunst sie veredelt hat. Die Erde ist unter der großen Hitze dürr und der Regen selten.

Uebrigens ist der Boden sehr verschieden, steinigt und gebürgigt gegen Mitternacht, und auch da fehlt es nicht sowohl an Fruchtbarkeit als am Pfluge, sehr lachend die Küste gegen Süden durch die ganze Strecke gegen Afrika über. Der Himmel ist so schön, die Erde für jegliche Art der Früchte so fruchtbar, der Anblick des Landes, wo Dörfer und Städte und Meerbusen abwechseln, so reizend, wie irgend eine Gegend der Welt. Die Geschichtschreiber sind einig, daß nach der Sündfluth zuerst ein celtischer Völkerstamm nach Spanien hingedrungen, daß nachher Phönicier bey Cadix gelandet und

 die

die Gegend eingenommen haben, welche itzt Andalusien heißt, daß auch Griechen sie kennen lernen und von Marseille aus Colonien zwischen den Pyrenäen und dem Ebro gegründet. Nachher wurde Spanien den siegenden Waffen der Carthaginienser unterworfen; dann eroberten es die Römer, diese Bezwinger der Welt, unter deren Regierung es blieb, bis im Jahr Christi 411. die Wandalen, und nach der Vertreibung der Wandalen die Gothen ein Königreich hier errichteten, welches die Mauren oder Saracenen im Jahr 720 zerstörten. Dann entstanden hier kleine Königreiche, die durch Zwiste unter sich und ewige Kriege wider die Mauren bekannt sind, bis endlich der König Ferdinand von Arragonien und Sicilien durch seine Vermälung mit der Königinn von Castilien, auch durch List und Glück der Waffen, ganz Spanien seinem Scepter unterwarf, und nach der Besiegung der Mauren im Jahr 1492. seine Macht weit ausbreitete. Für ihn entdeckte nehmlich Columbus Amerika, wo dann der finstre Character der Spanier

alle Grausamkeit gegen die Besiegten erschöpfte; auch wurden durch ihn die Niederlande mit Spanien vereint, als er Philipp von Oesterreich in sein Haus und zur Mitregentschaft aufgenommen. Ferdinand selbst brachte auch durch Gewalt und List Neapel an sein Reich, und erwarb sich den Beynahmen des Catholischen, weil er zum Werkzeuge seiner Tyranney heissen Religionseifer vorzuwenden wuste. Verabscheuungswürdig ist sein Andenken, weil er das Inquisitions-Gericht über sein Land brachte, welches bisher im Dunkeln in Italien gewüthet hatte, und dann über Spanien sich ausbreitete, wo Dummheit und Aberglaube dem Betruge Aufnahme versprach. Es wurde zuerst eingeführt unter dem Vorwand, die Mauren und Juden zu bestrafen, dann aber wurde jeder bestraft, der neue Lehren annahm. Endlich stieg die Bosheit, da sie Gehorsam fand, so weit, daß es als eine Stütze der Macht gebraucht wurde, jeden Biedermann zu unterdrücken, der dem Könige verhaßt war, oder den schändlichen Richtern, und

dieß mit so schrecklicher Thätigkeit, daß unter Ferdinands Regierung viele tausend Schlachtopfer, als wie nach Urtheil und Recht, den Flammen übergeben wurden. Noch bis auf unsre Zeit bleibt diese gräßliche Anstalt, doch sind die Priester gemäßigter, weil sie der Geduld des Volkes mißtrauen, welches die ganze Welt deshalb verspottet; auch ist es unglaublich, wie dieß so kluge und fähige Volk durch diese Pest erniedrigt ist. Der Sohn kann den Vater, der Gatte die Gattin verrathen. Als Ankläger und Zeugen werden auch die ehrlosesten Bösewichter zugelassen, und der Beklagte erfährt weder den Ankläger, noch sein Verbrechen, welches er vielmehr selbst zu errathen und anzuzeigen durch einen schrecklichen Aufenthalt im unterirdischen Kerker, oder durch Foltern gezwungen wird. Die Unglücklichen erdichten daher nicht selten mit Fleiß ein Verbrechen, um endlich durch den Tod von der Marter sich zu befreyen. So entstand dann ein allgemeiner Verdacht gegen die nächsten Blutsfreunde, in den Familien brach innerer

rer Haß aus, die Bande der Menschheit wurden zerrissen, und Trauer und Furcht erfüllte jedes Herz. Das Reich war eine Einöde, und der Fremde flohe es; die Einwohner, voll ängstlicher Vorsicht selbst in ihren Reden, hatten keine freundschaftliche Zusammenkünfte, keine herzliche Unterredung. Der Character der Nation erhielt eine düstre Stille; alle Tugend endlich wurde ausgerottet und verscheucht, da die thätigsten Bürger, um der Gefahr zu entfliehen, lieber Diener, als Schlachtopfer dieser höllischen Anstalt werden wollten. Weil nur Unwissenheit Sicherheit gab: so versank der Spanier in Dummheit, kannte keine Cultur, und die Wissenschaften wurden fremd. Die Kunst der Beredsamkeit und also Beredsamkeit selbst sind unbekannt, die Annehmlichkeiten der Dichtkunst kennt man nur wenig, und die Werke der Geschichte sind selten. Einige noch trieb die Liebe zur Philosophie, auf die alte Art Untersuchungen anzustellen; aber sie fürchteten den Ruhm, weil er ihnen verderblich seyn würde. Noch unter der Regie-

rung Ferdinands erhielt Spanien eine zweyte Geissel, Lojola, den Stifter der Gesellschaft Jesu. Ich habe an einem andern Ort von ihrem Plan geredet, und muß nur noch hinzusetzen, daß Spanien, nachdem es lange Jahre betrogen worden, endlich in unsern Tagen diesen betrügerischen Orden von sich entfernt habe. — Unter die Herrschaft Spaniens waren die Niederlande und beyde Sicilien gekommen. Kayser Karl fügte noch Mayland hinzu, und seine Macht wuchs ins Unendliche in Amerika; wenn man nemlich das für Zuwachs halten will, daß die Spanier für ihre Habsucht und den Ruhm der Weltbezwinger dem Vaterlande seine Bürger, den Aeckern ihre Bebauer und dem Heer die junge Mannschaft entzogen. Dadurch litt dann der Staat, und das ungeheure Reich sank allmählig, wie ein Körper, dem man das Blut entzieht, in Ohnmacht. Der kriegerische und in beständige Unruhen verwickelte Karl regierte übrigens Spanien so gut, als er unter den Kriegen es konnte, und wäre ein großer und ruhmwürdiger Fürst gewe-

sen,

sen, wenn er in seinem Glück die Begierde nach noch größerer Macht gemässigt hätte. Ein denkwürdiges Beyspiel für die Nachwelt, wie wenig irdisches Glück den Geist befriedige, gab dieser Mann, welcher, nachdem er die Welt erschüttert, und kaum das funfzigste Jahr seines Lebens überschritten hatte, freywillig seine Regierung niederlegte, und so viele große Königreiche für eine Zelle, die Reichthümer Indiens für kärgliche Kost, und den glänzenden Hofstaat für zwey Diener vertauschte. Während einer langen Regierung behauptete sein Sohn Philipp, welcher ihm folgte, die Größe und den Ruhm, den er ererbet hatte, und war der mächtigste König seiner Zeit. Dieser stolze Fürst gieng zwar nicht selbst ins Feld, war aber desto thätiger im Kriege und Frieden, nie müssig, kannte die Menschen und wuste für jedes Amt den tauglichsten zu wählen. Schlau, Geheimnisse zu erforschen, und innere Unruhen bey seinen Nachbarn zu erregen, tief hassend und voll Verdacht, voll Verstellung, unermüdet, wo er einmal Hoffnung gefaßt, un-

ver-

versöhnlich, aber langsam in der Rache, unerschüttert bey den Schlägen des Schicksals, schien er doch der Religion so anzuhängen, daß er, wenn er Kriege führte, oder Todesstrafen verhieng, nur für einen Diener der göttlichen Rache gehalten seyn wollte. Seine Politik entschuldigt das Beyspiel andrer Fürsten; sein Herz aber war grausam und unmenschlich, und mit öffentlichen und Privatlastern befleckt; doch erwarb ihm seine Regierung eben so viel Ruhm als Tadel. Er unterwarf sich Portugall, und verlohr dagegen durch seine Tyranney die Niederlande, doch mit dem Unterschiede, daß der Krieg gegen diese, welcher so unendlich viel Menschen und Schätze kostete, die Grundvesten des Staats umwarf. Doch ward er vermißt, als ihm Könige folgten, unter deren Regierung Spanien Ruhm und Macht verlohr.

Kraftlos an Körper und Geist hatten sie nicht einmal einen eignen Willen, sondern überließen die Sorge für den Staat den Ministern, und das Schicksal gab ihnen grade

die

die schlimmsten. Gleich unter Philipp dem dritten litt der Staat einen großen Verlust, da er bey dem größten Mangel an Menschen achthunderttausend Mauren vertreiben ließ, welche nicht unschuldig zu verbrennen, nicht aus ihren Wohnsitzen zu treiben, sondern durch gelinde Regierung an sich zu knüpfen, das Beste des Staats erfordert hätte. Unter der Regierung Philipps des vierten war der Staat so arm, daß man, der Reichthümer des geplünderten Indiens ungeachtet, kupferne Münzen schlagen, und ihnen einen höhern Werth, wie die Noth es erforderte, fälschlich beylegen mußte; und doch war seine Einfalt so niedrig, daß er, der die Niederlande aufgab, Portugall verlohr, von dem Catalonien abfiel, sich nicht schämte, auf den Rath treuloser Freunde den Beynamen des Grossen anzunehmen. Je länger die schwache Hand Karls des zweyten das Staatsruder führte, desto unglücklicher war dieß für das Reich, welches die Franzosen durch verderbliche Kriege ungestraft beunruhigten. Nach seinem Tode huldigte Spanien den Bourboniden.

Das

Das regierende Haus ward verändert, aber nicht das unglückliche Schicksal, und jede Verbesserung wird durch das alte Herkommen verhindert, wie denn der Irrthum bey Rohen und Abergläubischen immer hartnäckig ist. Langsame Unternehmungen, keine Ehre im Kriege, wenige im Frieden, sehr oft Mangel an Gelde! Meist wurde der Staat durch den Ehrgeitz der Königinnen, oder den Betrug der Priester, der bey den Schwachen immer mächtig ist, regiert. Noch itzt ist dort der Dienst der Heiligen in vollem Flor, und wenn man in den Krieg geht, werden ihre stummen Bildsäulen mit vielen Ehrenbezeugungen auf die Schiffe getragen, als würde man unter ihrem Schutz glücklich fechten. Doch ist bey diesem fanatischen Volke kein Beyspiel, daß ein König hingerichtet oder ermordet wäre. Ihn vorzüglich zu verehren, ist ihnen heilige Pflicht. Sehr wenig entspricht aber der Größe des Landes die Menge der Einwohner, von denen die meisten America verschlang, oder die Grausamkeit der Könige vertrieb. Auch haben sie weder

Lust

Lust am Landbau, noch Gefühl für ein bequemeres Leben. Mit dem kärglichsten Auskommen zufrieden, wollen sie lieber in Musse leben, als auf ihren Feldern arbeiten, und aller Fleiß ist bey ihnen fremd; doch ist dieß starke Volk zum Kriege geschickt, erträgt Hunger und Durst, dauert aus, und widriges Schicksal mindert seine Standhaftigkeit nicht. Unbegränzt ist ihr Vertrauen auf sich selbst und ihre Achtung für ihre Ahnen, mit deren Größe sie prahlen, ohne ihnen nachzueifern. Ueber andre Völker erheben sie sich mit Verachtung, und übertreffen sie gewiß — an Stolz. Sie selbst erfinden nichts Neues, und machen sich die Erfindung anderer erst spät zu Nutz, gleichwohl haben sie Kopf und reden nicht übel, bis auf ihre eitlen Pralereyen. Sie gehen langsam einher, ihr Ausdruck ist kurz und jede ihrer Bewegungen zeigt Gravität. Ihre Gesichtsfarbe fällt ins Gelbliche, ihre Haare sind meist schwarz. Die Frauenzimmer haben mehr Heiterkeit, wie die Männer, sind schön und artig. Das ganze Volk liebt prächtige Kleider, und ist

 im

im Uebrigen sehr sparsam. Den Engländern ist es geneigt, aber gegen die Franzosen hat es, wie unter Nachbarn gewöhnlich, einen Nationalhaß, auch schließt es selten in seinem Vaterlande, wie dann mit Auswärtigen? Freundschaft. Dieses von den Spaniern hier einzuschalten, schien mir nicht ausser meinem Wege zu seyn, und ich kehre itzt zu meiner Erzählung zurück. Denn Spanien griff zu dieser Zeit Portugall mit grosser Macht an, und hatte schon mehrere Vestungen weggenommen, als die Portugiesen mit Engländern vereint, ihnen entgegen giengen. So focht man denn in leichten Treffen, bis der Friede geschlossen und die Waffen weggelegt wurden.

Viele und mancherley Dinge unternahm unterdeß Peter. Er hatte die verwiesenen Großen zurückgerufen, die in den häußlichen Unruhen ehemals vertrieben waren, und unter diesen den Herzog Biron. Er gab Verordnungen wider den Luxus, erlaubte dem Adel das Reisen, schaffte die Folter ab, erleichterte die Zölle, alles sehr lobenswürdig,

wenn

wenn sein Geist seinen übrigen Unternehmungen gewachsen gewesen wäre. Er nahm den Bischöffen ihre Länder, gab ihnen Besoldungen und machte sie so zu unversöhnlichen Feinden. Er befahl, daß die Geistlichen ihren Bart scheeren sollten, und ließ alle Bilder, ausser dem des gekreuzigten Heilandes und der heiligen Jungfrau, aus den Kirchen bringen, ohne zu denken, wie mächtig alte Gewohnheiten bey unaufgeklärten Völkern sind, wie gefährlich es sey, dawider zu handeln, und daß man die Bilder nicht ungestraft ihm nähme. Die Großen brachte er wider sich auf, weil er verdienstvolle Männer den Fremden und den Adel des Reichs den Holsteinern nachsetzte. Diese Schmach verwundete desto tieffer, da er noch ihrer spottete, und unter den scherzenden Freuden der Tafel sein Herz, das kein Geheimniß verschließen konnte, alles ausschüttete, was es dachte. Nicht zufrieden mit dem Stillstand, gab er dem Könige von Preußen Kolberg wieder, und wollte so alle Länder wieder geben, die die Waffen der Russen seit fünf Jah-

ren erobert. Er suchte nichts, als seine Freundschaft und seine Dienste. Er rühmte sich, daß er einem so großen Könige als General diene, und pflegte, unanständig für einen regierenden Kayser, die preußische Uniform zu tragen. So ließ er also die Truppen, die bey Laudon geblieben waren, und mit den Oesterreichern in Schlesien in Winterquartieren standen, erst über die Oder zurückgehn, dann mit den Preußen sich vereinigen. Sonderbar, daß diese Truppen gegen diejenigen fochten, mit denen sie vor vier Monaten vereint waren, und hernach gleichsam beyde Partheyen aufgaben und nach Hause giengen. Noch mehr verwickelte ihn der Krieg gegen Dännemark, den er vorhatte und weshalb er Truppen auf der Meklenburgischen Gränze zusammenzog, ohne zu überlegen, daß dieser Krieg dem Volke verhaßt und dem Staat unnütz sey.

Um diese Zeit erinnerte das Unglück der Franzosen sie wieder an d'Etoees, welchen ehemals die Künste der Buhlerinn dem Heere

genommen, und itzt sein Ruhm und die Noth wieder gaben. Uebrigens ist es unglaublich, wie dieß so thätige und edle Volk, welches an Treue und Geist keinem andern nächsteht, ausser seinen Abgaben noch durch Geschenke den Mangel des Staats erleichterte, und seinen für das Reich so unglücklichen Herrn ertrug und sogar unterstützte. Nachdem es schon so oft vergeblich Gelder zusammengebracht, welche unter dem Vorwande des Krieges bezahlt werden mußten, ohne daß an die Wiederherstellung der Flotte gedacht wurde: so that das Volk, was der König hätte thun sollen; Privatleute liessen auf ihre Kosten eine Flotte bauen, und würden vielleicht ihr Unglück wieder gut gemacht haben, wenn sie nach dem allgemeinen Ruf, der selten in der Menschen-Kunde trügt, einen Anführer hätten wählen dürfen. Diese Flotte segelte von Brest nach Martinique, kam aber zu spät und erst nach dem dortigen Unglück. Sie eroberte nichts, sondern stahl vielmehr eine Insel an der Küste von Terre-neuve, die zum Fischfang bequem war. Die Eng-

länder eroberten sie noch in diesem Jahre wieder, und als ihre Schiffe auf allen Seiten auf die Franzosen hinsegelten, war ein Rückzug ohne Verlust das größte Glück für diese. D'Etrees that indeß in Deutschland nichts denkwürdiges, entweder weil er alt wurde, oder mit Soubise den Oberbefehl theilen mußte, den er ungetheilt hätte haben sollen. Nicht weit von Cassel griff Ferdinand das französische Lager plötzlich an, und würde einen grossen Sieg erfochten haben, wenn sich nicht Stainville in einen Wald geworfen, durch welchen die Feinde gehen musten, ihnen frische Truppen entgegengeführt, und so durch seine Kühnheit oder durch Zufall den Fehler der Feldherren verbessert hätte. Aber während das Heer sich zurückzog, wurden die Regimenter gefangen genommen, mit denen er es so glücklich gedeckt hatte. Auch die Sachsen, die für Frankreich unter den Waffen standen, fochten unglücklich, während der Krieg in der Gegend um Cassel geführt wurde. Indessen hatte an den Ufern des Unterrheins der Prinz von Condé Truppen

pen zusammengezogen, um das französische Heer zu verstärken. Bey seinem Einmarsch in Hessen kam ihm der Erbprinz von Braunschweig entgegen, wurde in einem kleinen Treffen, in welchem er jenen versuchen wollte, überwunden, aber voll Begierde zum Streit machte er bald einen größern Versuch. Glücklich war der Anfang desselben; aber, da er die Stärke des Feindes nicht gehörig untersucht, wandte sich sein Glück, weil jene immer stärker anwuchsen. Er wurde geschlagen, und zog sich mit vielem Verlust und selbst verwundet über den Fluß eilend zurück, über den er kurz vorher als Sieger gegangen war; auch würde seine Niederlage größer gewesen seyn, hätte nicht Ferdinand bey Zeiten die Gefahr seines Neffen erfahren, ihm Hülfe geschickt und seinen Rückzug gedeckt. Condé erwarb sich hierdurch großen Ruhm, und schien das Glück, wie den Namen seines berühmten Ahnherrn, zum Heere gebracht zu haben. Nachher wurde bey der Belagerung von Amöneburg heftig gestritten. Auch hier siegten die Franzosen zwar, konnten aber

 doch

doch nicht verhindern, daß nicht Broglio in dem eroberten und bisher behaupteten Cassel, worauf alles ankam, was man bisher in Teutschland erfochten hatte, in die Hände der Verbündeten fiel. Dieß war die letzte That vor dem Stillstand, der im Anfange des Novembers geschlossen wurde und den Feldzug endigte.

Ein einziges halbes Jahr sah Peter Glück und Fall, er hielt sich auf dem Lustschloß am Meere auf, und ahndete nicht die Gefahren, welche seine Gemahlinn, obwohl sie abwesend war, in der Stadt für ihn bereitete. Da des Kaisers dortige Musse ihre Mitverschwornen kühn gemacht: kam sie schleunig zur Stadt, wo nur ein Bataillon sie als Kaiserinn ausrief; aber bald wuchs die Verschwörung, und sie war der Garden versichert. Sie ritt unter dem lauten Zuruf des Volks auf den Markt, schwor am Altar und der Senat und das Volk huldigte ihr eilend. Dieß alles erfuhr Peter nicht, weil die Wege besetzt waren. Als er endlich die schreckliche Nachricht hörte: wuste er, gleich voll

von

von Zorn und Furcht, nicht, was er unterlassen, was er erwählen sollte, endlich beschloß er sehr klüglich, auf die nicht weit entfernte Flotte zu gehen, doch verdarb er alles durch sein Zögern; denn da man einmal meineidig geworden, wünschte alles die neue Regierung. Durch Drohungen und Versprechungen wurde die Flotte zur Gegenparthey gebracht, sie schwor der neuen Regentinn und verschloß vor Peter den Hafen. Er also gieng hülflos und furchtsam nach seinem Lustschloß zurück, bey welchem eine ihm getreue Schaar von Teutschen stand. Auch itzt aufs äusserste gebracht, wagte er nicht die Waffen zu ergreiffen, sondern ergab sich seiner Gemahlinn, die mit Truppen herbeyeilte. Er wurde ins Gefängniß geworfen, aller Zeichen seiner Würde beraubt, und diejenigen in Bande gelegt, welche nicht treulos waren. In einem Edict wurde darauf bekannt gemacht: er habe die Regierung niedergelegt, Catharina sie übernommen, sie, seine Gemahlinn, habe er verstoßen und tödten, seinen Sohn entfernen, die Werke des grossen Peters zer-

stören, die Schatzkammer verschwenden, die Gesetze aufheben, die Rechte der Unterthanen zertreten wollen; er sey ein Verächter der Religion, ein Tyrann gegen sein Volk und ein Feind der öffentlichen Wohlfarth gewesen; deshalb sey denn durch die Bitten des Volks Catharina, seine Gemahlinn, bewogen worden, die Regierung zu übernehmen. Ein einziger Tag nahm ihm die Regierung. Denn die Provinzen willigten leicht in die Veränderung, weil sie ihre Beherrscher weder hassen noch lieben, und gegen schlimme Regenten durch ihre Entlegenheit und die noch Entferntern durch ihre Unbeträchtlichkeit gesichert sind. Wenige Tage nachher wurde unter Bezeugung vieler Trauer bekannt gemacht, Peter sey an der Kolik, seinem gewöhnlichen Uebel, gestorben. Seine Leiche wurde öffentlich gezeigt und prächtig begraben. In der Blüthe seiner Jahre und seiner Gesundheit, — — wer mag glauben, daß das Schicksal ihn hinweggerissen? War es Wunder, da sein Tod so zu gelegner Zeit kam, daß man glaubte, er sey durch eine

Männermörderische Faust gefallen. Denn es verbreitete sich ein Gerücht, er sey im Gefängniß erdrosselt worden. So fiel durch weibliche List der stürmische und unbesonnene Peter, der seine kurze Regierung mit keinen Verweisungen, keinen Hinrichtungen befleckt hatte, und mehr schwach als dem Staate schädlich war. Die Geschichte traut nicht blos Manifesten, und unser Zeitalter hat Missethaten, die nicht geringer sind als die der Vorwelt. Daß Peter gestorben sey, war für den dänischen Hof sehr erfreulich, der nun von einem gefährlichen Kriege befreyt war. Daß Catharina gesiegt hatte, war für Rußland unstreitig vortheilhaft, dessen Scepter sie mit Ruhm führte. Den Thron, den sie durch Aufruhr raubte, behauptete sie mit Klugheit, und wollte den Anfang ihrer Regierung weder durch Beleidigung des Volks noch durch Krieg gegen die Auswärtigen in Gefahr bringen. Sie bestätigte den Frieden mit Preussen, zog aber die Hülfstruppen zurück, um Oesterreich nicht zu beleidigen. Durch Billigkeit gegen jeden, durch kluge Sanftheit

fesselte sie die Neigung ihrer Unterthanen, verschaffte sich das Zutrauen ihrer Bundesgenossen, und gründete eine lange Dauer für ihre Macht.

Oesterreich erschrak über die Nachricht, daß ihre treuesten Bundesgenossen, während der Regierung Elisabeths, den Preussen geneigt geworden und dann öffentlich zu ihnen übergegangen waren. Durch ein sonderbares Schicksal hatten sie in einem Jahr für und wider Oesterreich gefochten, aber auf keiner Seite ein großes Uebergewicht gegeben, bis endlich das Schicksal noch einmal sich wandte, und sie, gleichsam beyder Partheyen überdrüssig, nach Hause giengen. Aber Theresia legte, selbst da sie dieser Hülfe beraubt war, die Waffen nicht nieder. Friedrich hatte in Schlesien überwintert, und drohete nach dem Stillstande, nach dem Bündnisse mit den Russen Schweidnitz mit einer Belagerung. Prinz Heinrich deckte Sachsen, und hatte nach seiner gewöhnlichen Art den Anfang des Jahres in acht genommen, grössere Schlachten vermieden, und in glücklichen

Streif-

Streiffereyen einzelne feindliche Schaaren aufgehoben. Beyde Brüder brachten den Sommer unter kleinen Scharmützeln und Treffen hin, welche meist heftig und blutig, zwar für die Hauptsache nicht entscheidend waren, aber den Ruhm beyder Prinzen am Ende des Jahres vergrößerte; denn ohne Furcht vor den nahestehenden Feinden belagerte der König die Stadt, welche Guasco standhaft und trefflich vertheidigte. Einmal versuchte es Daun, der diese lange Belagerung gleichsam nur beobachtete, durchzubrechen, und als er diese Hoffnung aufgeben mußte, marschierte er mit seinem grossen Heere hin und her, bis er dem Feinde den Raub ließ und unrühmlich dem Siege desselben zusah. So vergütete Friedrich den Verlust des vorigen Jahres. An der andern Seite aber stand Heinrich unbewegt bey Freyberg in seinem glücklichen Lager. Die Oesterreicher suchten ihn zu verdrängen, erneuerten den Angriff mehrere Tage, und ihre Feldherren vertrieben ihn endlich, wenn nur nicht die Folge ihre erlangte Ehre vermin-

mindert hätte. Denn als nach der Eroberung von Schweidnitz der König Hülfe nach Sachsen geschickt, griff Heinrich wiederum sie an, schlug die Feinde, nahm viele gefangen, und siegte in dieser letzten Schlacht, als wenn er diesen Landkrieg noch durch eine große That hätte endigen wollen. Denn nicht lange nachher wurde ein Stillstand geschlossen, und der Krieg in Sachsen hörte auf. Nun durchstreiften die Preussen noch Franken, welches zuletzt die Feindseligkeiten noch erfuhr, da schon die Fürsten zum Frieden geneigt waren. Die meisten suchten diesen, nicht, weil sie einander es an Menschenliebe zuvorthun wollten, sondern weil ihre Lage sie zu gelindern Gesinnungen nöthigte.

Da itzt allen der Aufwand zu schwer fiel, wünschten sie freylich zu spät die Ruhe; auch die Engländer wünschten auf dem Gipfel ihres Glücks nichts mehr, als ihre Eroberungen geniessen zu können; auch fürchtete man für Portugall, welches, wenn der Krieg länger dauerte, den mächtigern Spaniern schwer-

lich

lich widerstehen konnte, und dieß war für die Engländer ein Hauptbewegungsgrund für den Frieden. Spanien wünschte sehnlich, durch einen Frieden Cuba wiederzubekommen, welches es mit Gewalt zu nehmen zu schwach war. Die äusserste Noth zwang die Franzosen, den Frieden anzunehmen. Preussen wünschte ihn wegen des Unglücks der Unterthanen, der Entvölkerung des platten Landes, der Verwüstungen der Provinzen, welche wieder herzustellen, so wie für alle Künste des Friedens, es der Ruhe des Friedens bedurfte. Auch reitzte den König die Ehre, nach einem Kriege, der mit solcher Erbitterung der Feinde und mit so vielen Schlachten geführt war, nichts verlohren zu haben. Denn gegen Cleve konnte Sachsen austauschen, und für Glatz, welches der Feind allein ihm entrissen hatte, konnte es die Erhebung des Erzherzogs von Oesterreich zum römischen König versprechen. Ausser dem Edelmuth ihrer Seele mahnte auch der Abfall ihrer Bundesgenossen Theresia zum Frieden; denn öffentlich nahm Frank-

reich

reich den Frieden an, und die deutschen Fürsten weigerten sich schon lange, die Lasten des Krieges zu tragen. Dazu kamen noch häußliche Sorgen, das sinkende Alter des Kaisers, das zarte oder mannbare Alter ihrer Kinder, der Wunsch, ihren erwachsenen Sohn auf den kayserlichen Thron zu heben, ihr Volk, welches Erleichterung forderte, und, was stärker als alles die Waffen entreißt, der Mangel des Geldes. Es wäre Irrthum zu glauben, die Regenten hätten ihre Feindschaft abgelegt, ihren ermüdeten Händen entfiel nur das Schwerdt, dennoch reichte erst das folgende Jahr den Oelzweig des Friedens dar.

Mehr als jemals begünstigte das Schicksal die Engländer, und machte ihnen selbst für ihre Eitelkeit unwichtigere Geschenke. Es fügte die Philippinischen Inseln, die unter Philipp dem zweyten entdeckt und von den Spaniern eingenommen waren, so vielen Eroberungen hinzu; gleichsam als hätte die Göttinn selbst sich dieser Geschenke gefreut, und ihnen Ehre geben wollen, wo sie ihnen

nicht

nicht nutzen konnte; denn beym Friedensschluß wurde diese Eroberung vereitelt, sie mußte zurückgegeben werden, und hatte nur den Geitz einiger Privatpersonen befriediget. Im stillen Meere, unweit Formosa, liegen diese Inseln, den östlichen Küsten des chinesischen Reichs gegenüber. Die vornehmste von ihnen ist Manilla, wo die spanische Regierung ihren Sitz hat. Da sie mitten zwischen Amerika und Asien liegen, so gewähren sie den Schiffen eine angenehme Einkehr, die von jenen glücklichen Küsten und den benachbarten Inseln Gewürze, von Golconda Edelsteine, Seide, Goldstaub, Thee, chinesisches und Japanesisches Porzelan, Silber aus Mexico und Gold von den Küsten von Peru bringen. Jährlich werden zwey Schiffe ausgeschickt nach Acapulca, von wo sie dann zu grossem Gewinn der Inhaber beladen zurückkehren. Die Einwohner sind vermischt mit Spaniern, Portugiesen, Chinesen, Maleyen, Amerikanern, Indiern. Nirgend ist der Himmel schöner. Im ewigen Frühling blühen die Kräuter. Blätter, Blumen und Früch-

Früchte schmücken die Bäume zu gleicher Zeit; zu gewissen Zeiten regnet es, und die Hitze wird durch Seen gemildert und Bäche, die die Thäler durchirren. Uebrigens hat sie Feuerspeyende Berge; und häuffige Erdbeben erinnern die Einwohner, daß jedes Land seine eigene Plage habe. Mit unglaublichem Gewinn der Sieger wurden diese Inseln erobert, und *nicht lange nachher* im Frieden ihren vorigen Herren wiedergegeben.

Das Herzogthum Curland verlohr in diesem Jahre der Prinz von Sachsen, der es, *wie oben erzählt*, unter Elisabeths Regierung bekommen hatte. Biron wurde wieder eingesetzt, der nach seinem langen Elende statt eines Verwiesenen wieder Fürst werden sollte; denn Rußland verändert die Herren dieses Landes, erhebt sie oder setzt sie mit gleicher Freyheit ab, wie es ihnen mehr oder weniger günstig ist, unbekümmert, ob es Polen beleidige, unter welchem Curland von Rechtswegen steht.

Ohngefähr um diese Zeit wüthete Frankreich gegen die Jesuiten; es nahm diesem ver-

haßten Orden seine Collegien und seine Schätze mehr aus alter Feindschaft, als wegen eines neuen Verbrechens; doch wollte man das Ansehen der Gesetze zu achten scheinen, und ließ vor dem Richter die Sache untersuchen. Die Väter wurden wegen ihrer trügerischen Lehrsätze verurtheilt, und ihre Güter eingezogen. Zwey Jahre nachher hob ein Edict des Königs diese verhaßte Gesellschaft selbst auf, welche so berühmt durch gelehrte Männer aus ihrer Mitte, so berüchtigt durch ihre Streitigkeiten und so schädlich durch die sträflichen Cabalen ihrer Mitbrüder war.

1763.

Die Mächte schlossen den Frieden so, daß erst die alten Verträge erneuert, und dann alle Eroberungen in diesem Kriege zurückgegeben werden sollten, ausgenommen, daß England ganz Canada behielt, wo es den Franzosen nur zwey Inseln zum Fischfang ließ, dann Grenada unter den Antillen, ferner die Colonien am Senegal, ausser Goree,

und alle Colonien der Franzosen an den Ufern des Ganges, auch sollten die Vestungswerke von Dünkerken, die während des Krieges gemacht waren, nach der See zu geschleiffet werden. Spanien mußte beyde Florida abtreten. So erhielt England ein erstaunliches Reich an allen Seiten des Oceans unter allerley Himmelsstrichen über 3000 Meilen groß; aber mit Recht tadelte man, daß es die reichen Inseln, die es eroberte, herausgab, für Ländereyen zwar von ungeheurer Größe, die es aber mit ungeheuren Kosten kaum behaupten konnte, wenn ein neuer Krieg zu stürmen anfieng. Seine Eroberungen waren prächtig, aber zweifelhaft. Portugall erhielt das Verlohrne wieder. Der König von Polen bekam Sachsen, und Friedrich Glatz und Cleve zurück. Theresia hatte den Trost, durch die Churfürsten ihren Sohn an die Stelle des Kaysers, wenn er mit Tode abgehen sollte, erwählt zu sehen. Ueberdem versprach der König von Preussen zu bewürken, daß nach dem Tode des Herzogs von Modena, der keine männlichen Erben hin-

ter-

terließ, das Herzogthum von Kayser und Reich einem österreichischen Prinzen zu Lehn gegeben würde, welcher mit einer Prinzessinn von Modena verlobt werden sollte. Das war aller Trost für den wüthenden Krieg, ein geringer Gewinn so großer Mühen.

Dies war es alles, o Leser! was man mit diesem unglücklichen Kriege gewann und mit Blut so theuer erkaufte. Alle diese Anstrengungen, aller dieser Kampf gab in Europa keinem einzigen Städtchen einen andern Herrn. Das hätte man auch im Frieden haben können. Unschuldige Männer fielen gleichsam zum Schauspiel, Städte wurden geplündert, Kriegssteuern erpreßt, acht Jahre hindurch die Welt mit Schwerdt und Feuer verheert und dann ein trügender Friede geschlossen. Lerne hieraus die künftigen Schicksale, was schon so oft geschah, wird wieder geschehen, aber die Nachwelt es nicht glauben. Kriege werden immer seyn, entweder weil der verborgne Rathschluß des Ewi-

gen es will, weil sie wie unfruchtbare Jahre, Ungewitter und andre Uebel der Natur zum Besten des grossen Ganzen beytragen, oder weil die Verdorbenheit des menschlichen Geschlechts immer zu Zwisten und sträflichen Begierden uns hinreißt. Denn nicht Fürsten allein quält sündiger Ehrgeitz, Stolz und Geitz sind die allgemeinen Laster der Menschheit, auch der Zorn der Privatpersonen würde so wüthen, wenn keine Gerichte wären, und wären nur zwey Menschen auf der ganzen Erde, sie würden um die Gränzen streiten. Doch zeichnet sich unser Zeitalter dadurch aus, daß die Kriege menschlicher geführt werden. Selten werden Länder durch Feuer verwüstet, keine Gefangne gemartert wegen der strengern Kriegszucht und des richtigern Soldes der Armeen. Uebrigens erzählt die Geschichte die Laster der Menschen und ihre Strafen, selten Beyspiele der Tugend, welche auch den Leser weniger belustigt, weil tugendhafte Handlungen als etwas altes uns anekelt und wir nur das Schlimmere zu kennen wünschen. Daher glaube ich,

daß derjenige nicht den rechten Gebrauch von der Geschichte mache, der bey der steten Gleichheit der Begebenheiten, nur diese, nur die Orte und Nahmen seinem Gedächtniß einprägt. Nur der studiert sie wie er soll, der die Thaten der Vorfahren, und die Ursachen großer Begebenheiten, die verschiednen Sitten der Völker, ihre Gesetze, ihre innern Verfassungen, die Charaktere der Fürsten, die Beyspiele grosser Männer aus ihr lernt, und daraus sich Regeln bildet, nützlich für alle kommende Geschäfte des Friedens oder des Krieges; denn müssig ist die Wissenschaft, welche nur einzelne Vorfälle, einzelne Menschen von ehedem umfaßt. Aber überschaut sie das Ganze, dann beglückt sie den Staat und nützt der Nachwelt. Ueberdrüssig der Waffen und der schrecklichen Schlachten, mag dann meine Seele itzt sich erholen, und sanftere Gegenstände erzählen. Glücklich, wenn es zum Nutzen der Welt gesagt ist.

In dieser Schrift ragen durch den Glanz ihrer Thaten, der König von Preussen und

Pitt hervor. Beyde würdig zu regieren. Ewigen Ruhm erwarb Friedrich, gleich groß im Krieg und Frieden. Unter den Waffen thätig und kühn, ergriff er klug die Gelegenheit und erschöpfte seine Siege, er traute seinem Glück zu viel, ertrug aber das Unglück mit Weisheit, und wußte seine Fehler zu verbessern. Bündnisse und Freundschaften wechselte er nach seinem Vortheil, schloß sie, gab sie auf. In der innern Regierung vollzog er streng, was er weislich überlegt. Er drang auf unbestochne Rechtspflege, wählte und erhob zu Aemtern nur fähige Männer; Einfach im häuslichen Leben, in heitern Stunden zur Satyre geneigt. Für Günstlinge that er wenig, fuhr oft heftig auf, keine Schmeicheley besiegte ihn. Pracht, äussern Glanz uud großen Hofstaat (die sonst einem Fürsten so sehr schmeicheln) waren ihm verhaßt; aber auf Macht und den Ruhm seiner Thaten war er eifersüchtig. Mäßig in seinen Vergnügungen setzte er diesen nie Geschäfte nach. Wenn er den Wissenschaften seine Muse weihete, dann schrieb er schön,

aber auch da sah man den König in seinem beissenden Witz und der Zuversicht, mit der er sein Urtheil andern Meinungen vorzog. Sparsam war er so sehr, daß er kaum sich derer erbarmte, die in seinen Kriegen nur Wunden und Mangel erworben, aber bis zur Verschwendung freygebig war er, wenn es dem Ganzen zum Besten gereichte. Denn Ungewitter und Unfruchtbarkeit, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, verherrlichten ihn nur, da er sie durch reichliche Geschenke gut machte. Er erhob, hielt in Zucht und Aufsicht, begünstigte und vermehrte sein Heer, als die einzige Stütze des Reichs. Ein König wie es wenige gab, an Weisheit und ewigen Ruhmes werth.

Nicht glänzende Geburt, sondern seine seltnen Tugenden hatten Pitt an das Ruder des Staats gebracht, er war die Stütze Englands und bey seinem Lobe verweilt die Geschichte um so lieber, je seltnere Beyspiele dieser Art sie der Vorwelt entgegen zu setzen hat. Denn der Fürst, der edelmüthig in die

Gefahren des Kriegs geht, ficht für sich selbst, und befiehlt mit strengem Nachdruck. Aber er, ein Bürger unter Bürgern, weihete seine große Seele, seine männliche Beredsamkeit, seinen thätigen Muth, ganz dem Vaterlande, welches er erhielt und groß machte; er war glücklicher als Euristides in Verwaltung des Staats, furchtbar wie er, dem Bösewicht, gerecht gegen gute Menschen und zog das öffentliche Wohl seinem Reichthum, seinem Vergnügen, seinen Verbindungen vor. Er entfernte sich vom Staat und fühlte den Undank seines freyen und launenvollen Volks, aber desto geschätzter war er von den Nachkommen, als man in den Unfällen der künftigen Zeiten seine Tugend vermißte. Die Geschichte nenne ihn dem Enkel, und baue ihm ewige Denkmäler, wenn sie nicht mehr schmeicheln kann.

Noch verweile mein Blick auf dem blühenden Frankreich. Dieses Reich, das sich vom Atlantischen bis zum Mittelländischen Meere hin erstreckt, reich am fruchtbarsten

Boden, welches mit allem, was Kunst hervorbringt und was Fremde so begierig hier kaufen, das Ausland versieht, und selbst kaum an irgend etwas Mangel hat, dies Reich, war mit allem seinen Ueberfluß, an klugen und tapfern Einwohnern so tief gesunken, daß es einen schimpflichen Frieden für Glück hielt. Dies war nicht die Schuld des Volkes, sondern seines Regenten, der seine träge Seele ganz den Wollüsten überließ, Minister, Admirale, Feldherren, Obrigkeiten, Bischöffe wählte, absetzte, wieder einsetzte, in die Verweisung trieb, ohne auf die Stimme des Ruhms oder seines Herzens zu sehn. Meist überließ er dem Gutdünken andrer sich so sehr, daß er selbst bey der Befriedigung seiner Wollüste, fremder Urtheile bedurfte. Jede Beschäftigung war ihm verhaßt, und Verschwendung seine einzige. Daher wurde denn, als gäbe es gar keine Verantwortung im Verschwendung und Geiz, das Eigenthum des Privatmannes durchgebracht, welches der Ausreuter erpreßte, so wie der öffentliche Schatz. Feile Sclaven wurden mit

Beloh-

Belohnungen überhäuft, Bösewichter an das Ruder des Staats gesetzt, Vertheidigung gegen den erbitterten Feind aus Sorglosigkeit oder Mangel am Gelde vernachlässigt, und so große Steuern auch beygetrieben wurden, keine Vorsorge getroffen, und der Staat zu Grunde gerichtet, weil alles Recht und alle Tugend entfernt waren, Kabale in den Gerichten herrschte, und man den rechtschafnen Mann und Bösewicht nicht unterschied. Jeder Fürst bestimmt das Schicksal seines Volkes durch sich. Bey der Schwäche unsrer Natur ist der der Beste, der am wenigsten irrt, aber der beleidiget göttliches und menschliches Recht, der die heiligsten Geschäfte, die Regierung des Staats seinen Wollüsten nachsetzt — — Auch Peter lehrte durch seinen Tod, wie schnell der von seiner Höhe stürze, der mit Uebermuth herrscht, und nicht nach Bescheidenheit frägt, oder nach der Liebe des Volkes, der sichersten Stütze des Thrones. Also fehlt es unserm Zeitalter nicht an Beyspielen, welche seinen Charakter und seine Sitten bezeichnen.

Ich

Ich glaube, daß die Enkel ihren Vorfahren nicht entartet sind, noch ist das gemein unter uns, was es ehmals war, Feindschaften, Unzucht, Mord, Habsucht, Irreligion, Stolz, und alle Laster, welche die Vorwelt befleckten. Noch ist die Begierde der Weiber unbegränzt, noch stellt ihre Wollust den Männern nach, und sie streiten mit wüthenden Cabalen, noch um Rang, Schönheit und Pracht. Zwar sind noch bey beyden Geschlechtern, aber wenigere Beyspiele der Tugend; lauer ist die Vaterlandsliebe itzt als im belobten Alterthum. In unsern Manifesten herrscht Mässigung, in den Unternehmungen der Fürsten gränzenlose Habsucht. Doch so verdorben das menschliche Geschlecht ist, so sind doch, um von der Religion anzufangen, durch die heilige Lehre Christi unsre Sitten allerdings verbessert, wie kein Partheyloser leugnen wird, wenn er die Vorwelt mit der itzigen vergleicht. Kaum hört man noch die wilden und unmenschlichen Thaten, die unsre Vorfahren entehrten, und barbarische Völker. Es liegt in uns

ein heilsamer Abscheu, vor Ungerechtigkeit, welcher von seinem erhabnen Beyspiel und seiner reinern Lehre entspringt, die uns einen Rächer unsrer Missethaten und unsterbliche Belohnungen in dem göttlichen Worte verheißt. Noch immer streiten wir aber um die Religionslehren, welche schon die Alten so oft entzweyten. Unser Stolz verwirft entweder leichtsinnig, was ehmals der Aberglaube leicht annahm, oder untersucht es gelehrt in müssiger Neugier, indem die Frömmigkeit immer seltner wird, welche Gehorsam und ein reines Herz verlangt. Die römische Kirche verehrt noch Bilder, noch die Jungfrau, (als wenn die Verdienste des Heilandes noch seines Zusatzes bedürften) und noch die Heiligen sammt und sonders, in leeren Gebeten. Sie behängt noch todte Bilder mit prächtigem Schmuck, aber das Ansehn des Pabstes fällt. Auch kann man zu den Veränderungen rechnen, daß der Religionshaß geschwächter ist, und Strafen wegen andrer Lehrmeinungen und Gottesdienste aufgehoben worden. Denn indem um ihrer Privat-

vor-

vortheile willen die Fürsten mildere Gesinnungen annehmen, verliehrt sich der alte Eifer für die Religion in Gleichgültigkeit. Die Streitigkeiten mit Ketzern sind nur leicht und ihnen wird kein Blut geopfert, so wie alles Verachtete seinen Werth verliert, und man nur über das streitet, was man wichtig hält. Noch ist das Volk der Juden unter dem Druck, allenthalben fremd, flüchtig, und durch die ganze Erde zerstreut, um durch diese, ausserordentliche Strafe, dem ganzen menschlichen Geschlecht, ihre Schuld und die wahre Religion zu verkündigen.

Was die Lieblingslaster anbetrift, so ist zwar Mässigkeit selten, und allenthalben trift man Habsucht und jedes Laster, aber keins reißt unser Zeitalter mehr an sich, als der allenthalben verbreitete Ehrgeitz. Wüthend und voll Neid ist unsre Begierde nach Ahnen und Titel, und wie thöricht, wenn man gegen die ängstlichen Bemühungen den kurzen Zeitraum zwischen Wiege und Grab rechnet. Wer heimlich das Geringste raubt, wird oh-

ne Verzeihung mit Schmach in die andre Welt geschickt. Aber geliehenes Geld nicht wiederzahlen, es muthwillig durchbringen, Weiber verführen, oder wenn sie selbst entgegen kommen, schänden, Ehebruch und Todschlag begehn, ist so wenig Schande, daß es vielmehr den Mann von Welt empfiehlt. Diese Denkungsart unsers Zeitalters gründet sich blos auf falsche Begriffe vou Ehre. Dem Menschen ist nichts so eigenthümlich als der Glaube an seine eignen Vollkommenheiten; daher überhebt er sich, verachtet seines Gleichen, beneidet, raubt fremde Güter, um die Freude sie zu besitzen, noch öfterer um die Ehre sie zu verschwenden zu haben. Daher verachtet er mit dem Anstande des Weltmannes, göttliche und menschliche Einrichtungen, sucht über allgemeine Meinungen empor zu schimmern, und stürzt sich in Wollüste, freylich weil seine Neigung ihn lockt, aber noch mehr aus Stolz und aus Begierde denen nachzueifern, welche für Leute von gutem Ton gelten. Diese Pest der Seele, die mit aller Gewalt des Beyspiels

wüthet,

wüthet, erniedrigt die meisten Menschen und ernährt sich blos durch unsre Begierde nach feinem Leben und Bewunderung andrer. Wem diese meine Schrift in die Hände fallen mag, der stimme mir nicht blos bey, erhebe nicht leere Klagen über das Unglück der Menschen, sondern untersuche sein eignes Herz, weil der Stolz ohne unser Wissen sich in uns schleicht, er verachte die Stimme der thörichten Welt, und fühlt er sich gefesselt, so schaffe er sich die Freyheit wieder, und befreye seine Seele von diesem giftigen Uebel.

Noch möcht ich über die Schauspiele, die unser Jahrhundert so sehr begünstigt, einige Bemerkungen hinzufügen. Wer liebt nicht die unschuldigen Freuden, welche unsern Verdruß hinweg lachen, und unsre Seele nach Arbeit und Mühe wieder erquicken? Barbaren kannten sie nicht. Rom und Griechenland liebten sie unbeschadet ihrer Größe. Sie mildern die rauhen Sitten, durch die Darstellung sanftrer. Bey ihrem angenehmen Zeitvertreib, schweigen die Laster und böse

Herzen werden für eine Tugend gewonnen, welche so schön sich ihnen darstellt; sie bilden endlich die rohe und unwissende Jugend. Andre hingegen nennen sie Lockungen des Lasters und behaupten, daß diese müssige Schauspiele Geist und Herz abstumpfen; man wirft ihnen vor, daß sie Nachsicht gegen lasterhafte Schwächen, und selbst durch ihren Tadel Laster lehren; die *schlüpfrige* geschwätzige Zunge des Schauspielers schleiche sich ins Ohr der Unschuld, böse Begierden keimten dann auf, und die Tugend werde vergessen; auch könne die Schaubühne denjenigen nicht bessern, welcher die Lehren der Weisen verachte; durch ståte Darstellung der Liebeshändel werde die Keuschheit entnervt, und die Heiligkeit der Ehe durch schmeichelnde Scherze lächerlich und verächtlich gemacht; zu Athen und Rom seyn zwar die Schauspiele häufig gewesen, aber nur in den verderbten Zeiten des Staats, und selbst da seyen Schauspieler ehrlos und verachtet gewesen. Nicht um müssig vor dem Theater zu sitzen, habe Lykurg Spiele befohlen, sondern

dern man habe die Olympischen Spiele eingeführt den Körper zu stärken und durch die Tapferkeit, die man kämpfen sah, Nacheiferung zu erregen. Hier lernen Jünglinge nicht männliche Beredsamkeit, sondern mit weibischer Geschwätzigkeit Späße plaudern, und dem verständigen Mann liege nicht sowohl die Feinheit, als die Unschuld der Sitten am Herzen. Am rohen Gesange und wilden Tanz vergnügten sich die Menschen der Vorwelt, die spätere Zeit, ich weiß nicht, ob sie besser war, lehrte uns die Bücher kennen. Doch, will man sie nicht ganz hassen, so muß man sie doch ertragen, wegen der Schwäche der Menschen, damit die Seele von langer Weile geplagt, nicht auf noch schlimmere Dinge verfalle.

Schon lange spielt man im gesellschaftlichen Leben Charten. Sie, dem grauen Alterthum unbekannt, und nur zum Zeitvertreib erfunden, haben wie mehrere Erfindungen, vieles veranlaßt, woran der Erfinder nicht dachte; denn ehmals pflegte man in

Gesellschaften, in Unmässigkeit und rasende Freuden auszubrechen. Man kam in Gelagen zusammen, wo man in der Ungebundenheit der Zeche über böse Zeiten klagte, und vom Weine berauscht, zu Bosheiten, Verschwörungen und Mord sich erhitzte, und auf Aufruhr dachte, weil man des Gegenwärtigen überdrüßig war. Man kannte keine andere Zeitvertreibe, Glückspiele waren selten, und weil keine Weiber dazu gelassen wurden, die Männer desto unbändiger. Aber ganz anders wurde es, nachdem wir, die wir in der Musse immer auf Thorheiten verfallen und jeder Reitzung offen stehn, die buntgemahlten hübschen Pergamentblätter austheilen und die verschmitzten Regeln der Spielkunst lernten. Seitdem kamen Frauenzimmer öfterer in die Gesellschaften, von denselben Reitzungen angelockt, und da sie mit ihrer Sanftheit die Herzen fesselten, fieng allmählig der Umgang an einen mildern Ton anzunehmen. Durch diese Kleinigkeit also wurden die rohen Menschen sanfter und tüchtig für jede Kunst, welche dann die Kultur steigen mach-

te,

te, unsre Sitten veredelte, und unsre Staats-kunst aufklärte. Aber tadelhaft bleibt im-mer die Unbesonnenheit, großen Verlust oder Gewinn zu wagen, kaum ist eine Erfindung, die nicht ihre Uebel hervorbrächte, doch ge-nau überrechnet, haben die Chartenspiele uns mehr Vortheile gebracht. Es ist so die Art der Menschen, daß sie den Müssiggang nicht ertragen, und dann aus Eckel an Arbeiten, auf böse Dinge denken, wenn ihr Ernst nicht mit scherzenden Spielen abwechselt. Zwar den unmässigen Gebrauch des Vergnügens einzuschränken, ist Pflicht der Obrigkeit, aber auch Erhohlungen uns zu verschaffen und für unsre Musse zu sorgen. Es ist so wie mit der Jagd und dem Fischfang; sie machen den Körper stark, wenn man sich ihrer mäßig bedient, welcher Soldat geht abgehärteter in den Krieg, als der, welcher geübt ist, Nächte im Schnee zu durchwachen, und um ein Thier zu fangen, in den Bergen zu schwi-tzen? und welcher Seemann ist geschickter, als wer im Fischerkahn an die Wellen sich gewöhnte? auch ist es sehr unrecht, Rau-

 heit

heit der Sitten mehr zu fürchten, als Entnervung des Geistes.

Traurig ist es an den Sitten unsrer Zeiten, daß jachzornige Menschen so gern gegen einander zu den Waffen greifen, und Unbilde der Worte mit dem Tode rächen. So sehr haben wir uns von der Tapferkeit der alten *Welt entfernt. Die tapfern* Griechen und Römer scheueten nicht Wunden fürs Vaterland und giengen freywillig in den Tod, aber sie verachteten den Fechter. In die reinste Sprache mußte das Wort Duell aufgenommen werden; wie dem aber auch sey, uns entarteten Nachkommen, giebt im gemeinen Leben diese gegenseitige Furcht, wenigstens den Anschein der Ehre und eine Sicherheit, die man, wenn die Laster überhand nehmen, vergebens von den Gesetzen erwartet. Ich weiß übrigens wohl, daß auch diese verderbliche Sitte, aus dem Stolz entspringe, aber ich möchte doch gern die Thorheit unserer Regenten bemerken, welche die Schande nicht achten, das, was sie verbieten,

zu erlauben, was sie bestrafen, zu billigen, und so sich selbst widersprechen. Mancher Niederträchtige vertheidigt so seine Schandthaten mit dem Degen, denn auch verächtliche Menschen haben oft Kühnheit. Gute Menschen sind zweifelhaft, wie diese böse Gewohnheit abgestellt werden könne, die meisten glauben, man müsse ohne Ansehn ihrer Würde die Schuldigen aufhängen, und die Ehrgeitzigen durch einen ehrlosen Tod abschrecken; Urtheile ohne Unterschied, würden durch den Tod vornehmer Männer nachdrücklich würken; es sey billig, kleine Vergehungen zu verzeihen, aber schändlich den Großen des Staats nachzusehen, und verderblich für den Staat, wenn man hoffen könnte, unter dem Schutz seiner Ahnen ungestraft zu sündigen; Verbrechen würden nicht seltner werden, wenn nicht das Gericht ohne Nebenabsichten und unpartheyisch untersuchte, und weder die Person noch das Verbrechen Verzeihung erhielten. Andre hingegen glauben, man soll den Zweykampf gestatten, weil die Verkehrtheit des Menschen stets heftig nach

dem *trachte*, was verboten sey, und dessen nicht achte, was das Gesetz nicht verboten habe.

Ich kann auch nicht bey der Schilderung unsrer Sitten die Prozeßsucht übergehen, welche itzt, vorzüglich in Deutschland, so sehr überhand nimmt. Das noch rohere aber billigere *Alterthum, legte* Streitigkeiten durch Schiedsrichter bey, so oft sie *nicht in* offene Feindschaften ausbrachen. Die Streitigkeiten aber sind mit der Menge der Gesetze gewachsen, und unser *auf* seine Aufklärung und feine Sitten, so stolze Jahrhundert, hat größre Uebel herbeygeführt, als die vorigen kannten; denn mit großem Aufwand, zu großem Gewinn der Sachwalter, werden die Partheyen gequält, und die Verzögerung vermehrt die Sporteln. Durch schändliches Hinhalten, wird der Arme zu Grunde gerichtet, der gegen einen Reichern klagt, und seinen Sachwalter nicht so lange bezahlen kann, dazu kömmt, daß der Richter sich so entehrt, daß er über die Mehrheit der Prozesse

zesse sich freut, weil er itzt voll Stolz, sein Ansehn weit ausbreitet, und mit den Sachwaltern einverstanden ist. Man sollte glauben, daß nicht die Gerichte der Bürger wegen, sondern diese der Gerichte wegen da seyn. Diese Klagen sind sehr wahr, aber Gegenmittel schwer; einige haben geglaubt, man sollte die Partheien selbst vor den Richter stellen, ohne den geschwätzigen Sachwalter, welcher seines Gewinstes halber den Streit in die Länge zu ziehen sucht, und wenn so der Anreitzer zum Streit entfernt wäre, könne man am meisten für den rechtschaffnen Mann thun und die Einigkeit wieder herstellen; man müsse den Partheien zureden, durch Verordnungen die Sachwalter in Ordnung halten, die Belohnungen ihrer verhaßten Geschäfte herabsetzen, und sie nicht eher bezahlen lassen, als bis nach geendigtem Prozeß. Einige haben auch geglaubt, man müsse die Schriften abschaffen. Sehr glücklich bemühete sich auch hier Friedrich, der Beschützer des Rechtes, die Prozesse in einen gewissen Zeitraum einzuschränken. Wenn

man die Gesetze selbst ansieht, so muß man freylich diejenigen für sehr treflich halten, deren wir uns seit so vielen Jahrhunderten noch bedienen, aber da Geitz, Luxus und Stolz, immer gemeinschaftlich mit einander gewachsen sind, so sind jene nur unsere äusserste Zuflucht, und wir erliegen unter ihrer Menge, und sie abzuschaffen, würde nur noch *mehrere Uebel hervor* bringen.

Wenn man nach der Anzahl der Abhandlungen, die herauskommen, auf die Gelehrsamkeit schließen wollte, so sollte man glauben, aller Ruhm der Weisheit verherrliche unser Zeitalter, welches so viele Bücher hervorbringt, aber die Meisten verwenden ihre Musse auf spielende Kleinigkeiten, untersuchen geringe Sachen, mit weitläuftiger Spitzfindigkeit, schreiben für den Beyfall des Theaters, oder stellen uns erdichtete Begebenheiten im Ton der Geschichte dar. Aber so wie jedes Zeitalter und jeder Mensch gewisse Wissenschaften hat, für die er am meisten geschickt ist, so werden vorzüglich in un-

sern Tagen meist durch den Fleiß der Deutschen, Mathematik und Rechtsgelehrsamkeit vorzüglich ausgebildet. Bey den Franzosen blüheten vorzüglich zum Glanz der Wissenschaften, Montesquieu und Voltaire. Jener, ein Mann voll ernsten Scharfsinnes, gebildet durch die Schriften der Alten und Neuern, mit tiefer Einsicht in die Gesetze, welche er mit dem ihm eigenthümlichen Geist übersah, fällte über Staatsverwaltungen Urtheile, auf das glücklichste aus der innersten Kenntniß der Menschheit geschöpft, und mit der Beredsamkeit seines erhabnen Geistes gesagt. Alle Theile der Gelehrsamkeit durchlief Voltaire, der mit den Annehmlichkeiten seiner Feder und den Niedlichkeiten seiner Muttersprache, sein Zeitalter an sich fesselte. Mit Recht wäre sein wissenschaftlicher Ruhm groß, wenn er nicht mit Spöttereyen, über die Religion, seine Werke befleckt hätte, und seine treflichen Gesänge, die den schönsten Werken des Alterthums gleich kommen. In Schweden lebte unr die-

se Zeit Linnee, dem bey seinen Forschungen über Thiere und Amphibien, Geflügel und die verschiedenen Geschlechter der Pflanzen die Natur ihre Geheimnisse eröffnete. Er ihr fleißigster Forscher war vorzüglich berühmt durch die Kunst seiner Anordnungen.

Frankreichs Sprache ist in diesen Zeiten so beliebt, entweder durch die Annehmlichkeiten der Sprache selbst, oder der Sitten, wodurch dies Volk sich auszeichnet, daß jeder sie lernen, und nach Paris als dem Sitz der Feinheit reisen muß, wer bey den Großen Fortschritte machen, in die glänzenderen Zirkel kommen, und Gunst und Liebe sich erwerben will. Friedensschlüsse und Schriften der Gesandten, werden französisch geschrieben, und die Großen bedienen sich dieser Sprache, bey ihren Zusammenkünften beständig. Ja sie hat sich so weit ausgebreitet, daß die Schriften der Gelehrten und die schönen Werke der Dichtkunst nur durch sie gefallen, und man glaubt, man könne in keiner an-

dern mit gleicher Schönheit sich ausdrü-
cken. Vorzüglich hat sie unstreitig Voltaire empfohlen, dessen lebhafter Geist, in ihr über so manche Theile der Wissenschaften schrieb, ihr seinen Witz lieh, und jeden Leser so fesselte, daß, er mochte Geschichte oder Weltweisheit oder Verse mehr lieben, er ihm vor Allen gefiel. Dieser Franzose war lange ein Freund des Königs von Preussen und sein Mitarbeiter in den Wissenschaften; (denn man glaubte, daß er den dichterischen Werken des Königs die letzte Feile gäbe;) Nachher fiel er in Ungnade, kehrte in sein Vaterland zurück, schrieb Trauerspiele und die Henriade, und erlangte jeden ausserordentlichen Ruhm. Auch machten die Talente seines Geistes die Ehre des Jahrhunderts, aber die Gerüchte von seinem Charakter schwächten diesen Ruhm, seine Neider mochten ihn ausbreiten, aber mit Recht ist er oft gegeisselt. Denn da er mit schlüpfrichem Witz jeder Ordnung spottete, verleitete er leichtsinnige Menschen zum Eigendünkel, zur Ir-

religion. Satyre waren die Beweise seiner gefährlichen Beredsamkeit.

So wie Frankreichs Sprache, so herrschen Frankreichs Moden über ganz Europa, zu seinem reichlichsten Gewinn. Die Mittel dieser Herrschaft sind seidne Strümpfe und Handschuhe, Kopfschmuck, Hüthe, Geschmeide, Federn *und Arbeiten* von Gold und Edelgesteinen. Der Leichtsinn der Weiber verschleudert das Geld, und Männer sind oft, es ist schändlich zu sagen, von gleichem Hange nach Putz hingerissen. Frankreich zieht indeß großes Geld, und giebt dafür seidne Zeuge und Tücher, die es mit ausserordentlicher Kunst verfertiget, reitzend für das Auge und in schönen Farben, welche es seines Gewinstes halber, so wie die Kleidung selbst häufig verändert. Es ist hierin so glücklich, daß jede Mode des Tages, die es annimmt, von ganz Europa voll Ehrgeitz nachgeahmt wird, und man begierig alles kauft, von dem man weiß, daß ein Franzose es erfunden. Der Ruhm dieses Volkes und seines

ver-

verschlagenen Geistes ist so groß, daß Paris, indem es den Lastern der Ausländer schmeichelt und leere Eitelkeiten verkauft, den Ruhm der Feinheit von unsern Thorheiten nimmt, uns arm macht und verspottet.

Was dieses Buch enthält, edler Prinz, der du in diesen Zeiten gebohren bist, lies es, überdenk es. Die Zeit entflieht, die Gelegenheit rauscht schnell vorüber: flüchtig sind die Freuden der Welt. Ekel folgt ihnen. Das Bewußtseyn ist ewig, nur die Ewigkeit macht glücklich.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1+2 = 10
Aug 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schoultz von Ascheraden, Carl Gustav, 1743-1798

Geschichte unserer Zeiten

Bd.: 2

Königsberg (1790)

H.un. 526 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033764-8
VD18 8044587